

Rezensionen

Stand: 16. Oktober 2020

1.	Bregman, Im Grunde gut	2
2.	Bernstorff, Rechte Wörter	4
3.	Nida-Rümelin: Unaufgeregter Realismus	6
4.	Thesaurus Rex	15
5.	Korczak, Wie man ein Kind lieben soll	16
6.	Rendgren, Information Graphics	17
7.	Sagebiel & Pankofer, Machttheorien	19
8.	Chast, Meine Eltern und ich	20
9.	Macsenae et al., Handbuch der Hilfen zur Erziehung	21
10.	Straßburger & Rieger, Partizipation kompakt	23
11.	Rhein, Moderne Heimerziehung	25
12.	Levold & Wirsching, Das große Lehrbuch	26
13.	Stölzel, Unendliche Weiten	27
14.	Fabre, Erinnerungen eines Insektenforschers	28
15.	Tsirigotis/Hintermair, Die Stimme(n) von Betroffenen	29
16.	Palmowski, Systemisch Beraten	30
17.	Berth, Verschwendung der Kindheit	31
18.	Lieb, Systemisch für Verhaltenstherapeuten	32
19.	Schmidt/Sielert: Handbuch Sexualpädagogik	33
20.	Schwesinger, Formulare gestalten	34
21.	Kreft & Mielenz, Wörterbuch Soziale Arbeit, 6. Aufl.	35
22.	Eickhoff, Prügelnabe Jugendamt	36
23.	Baierl, Herausforderung Alltag	37
24.	Wuketits, Der freie Wille	38
25.	Pauen, Was ist der Mensch? / Powers, Das Echo der Erinnerung,	39
26.	Robinson, Praxishandbuch Therapeutischer Humor	41
27.	Kindler et al., Handbuch Kindeswohlgefährdung	42
28.	Fachlexikon Soziale Arbeit (6. Aufl.)	43
29.	Schwing & Fryszer, Systemisches Handwerk	44
30.	Mehta & Zika, Systemische Grenzgänge	45
31.	Kreft/ Mielenz , Wörterbuch Soziale Arbeit (5. Aufl.)	46
32.	Münder et al., Frankfurter Kommentar	47
33.	Stumm et al., Personenlexikon/ Wörterbuch der Psychotherapie	48
34.	von Bebenburg, Wege aus einem Labyrinth	49
35.	Prior, Beratung und Therapie optimal vorbereiten	50
36.	Hosemann & Geiling, Einführung in die systemische Soziale Arbeit	51
37.	Simmen et al., Systemorientierte Sozialpädagogik	52
38.	Henschel, Die wirrsten Grafiken der Welt	53
39.	Conen, Wo keine Hoffnung ist, muss man sie finden	54
40.	Ritscher, Systemische Modelle für die Soziale Arbeit/ Die Beierle-Saga	55
41.	Kim Berg, Lösungsorient. Arbeiten/ de Shazer et al., Lösungsmodelle	57
42.	Hofmann, Einstellungsgespräche führen	59

43.	Hargens & von Schlippe, Das Spiel der Ideen	60
44.	Mücke, Systemische Beratung und Psychotherapie	61
45.	Schiepek, Die Grundlagen der Systemischen Therapie	62
46.	Maier, Who is Who der Sozialen Arbeit.....	64
47.	Simon & Rech-Simon, Zirkuläres Fragen.....	65
48.	El Hachimi & Stephan, SpielArt.....	66
49.	Stöver, Akzeptierende Dogenarbeit	67
50.	Schiepek et al., Synergie und Qualität in Organisationen	69
51.	Schwertl et al., Sucht in systemischer Perspektive	70
52.	Trenkle, Die Löwengeschichte.....	72
53.	Kreft/ Mielenz, Wörterbuch Soziale Arbeit (4. Aufl.).....	73
54.	Ritscher, Systemisch-psychodramatische Supervision	74
55.	Efran et al., Sprache, Struktur/ Berg, Familien-Zusammenhalt(en)	76
56.	von Schlippe et al., Zugang zu familiären Wirklichkeiten (Video)	77
57.	Schmidt-Semisch, Die prekäre Grenze der Legalität	78
58.	Drogenpraxis, Drogenrecht, Drogenpolitik, Drogenhilfe, Drogengebrauch	79
59.	Gölz, Der drogenabhängige Patient	80
60.	Wack et al., Kreativ sein kann jeder.....	81
61.	Dietel, Kinder Gärten Natur.....	82
62.	Berg & Miller, Kurzzeittherapie bei Alkoholproblemen	83
63.	Osterhold & Molter, Systemische Suchttherapie	84
64.	Schmitz et al., Managerie	85
65.	Christlieb, Kinder erleben und gestalten Material,.....	86
66.	Bossong & Stöver, Methadonbehandlung/ Neumeyer & Schaich-Walch, Zwischen Legalisierung und Normalisierung	87
67.	Simon und CONECTA, Radikale Marktwirtschaft	88
68.	Duderstadt, Das Material-Buch.	89
69.	Vieth, Ein Paket für Leningrad.....	90
70.	Das gepfefferte Ferkel/ Bardmann et al., Irritation als Plan.....	91
71.	Hammer: Leiden – Streiten – Leiten	92
72.	Ludwig & Neumeyer, Die narkotisierte Gesellschaft/ Nöcker, Von der Drogen- zur Suchtprävention/ Stöver, Der tolerierte intravenöse Drogengebrauch.....	92
73.	Farrelly & Brandsma, Provokative Therapie	93
74.	Böllinger & Stöver, Drogenpraxis, Drogenrecht, Drogenpolitik	94
75.	Rotthaus, Stationäre systemische Kinder- und Jugendpsychiatrie.....	95
76.	Carl Auer, Geist or Ghost	95
77.	Schuller & Stöver, Akzeptierende Drogenarbeit.....	96
78.	Schuller & Stöver, Die Zugänglichkeit zu sterilem Spritzenbesteck	97
79.	Schuller & Stöver, Die Zugänglichkeit zu sterilem Spritzbesteck/ Bossong & Stöver, Methadon.....	98
80.	Bodenheimer, Verstehen heißt antworten	99
81.	Schuller & Stöver, Drogenarbeit und AIDS-Prävention in Dänemark	100

1. Bregman, Im Grunde gut

Rutger Bregman (2020), Im Grunde gut. Eine neue Geschichte der Menschheit, Hamburg (Rowohlt), 480 Seiten, 24,00 Euro

Die wesentliche Aussage dieses Buches lautet: „Im Grunde ist der Mensch gut“, d.h. kooperativ, freundlich und mitmenschlich. Er sei eben in Wirklichkeit gerade nicht „des Menschen Wolf“ oder ein egoistisches, im Grunde immer nur auf den eigenen Vorteil bedachtes Wesen. Bregman will uns vom Gutsein unserer Spezies *Homo sapiens* überzeugen. Solange wir glauben würden, wir seien von Natur aus „schlecht“ und nicht für ein gutes Miteinanderauskommen gemacht, wirke

das wie eine sich selbst erfüllende Prophezeiung. Günstiger wäre es demnach für uns alle, davon auszugehen, dass wir „gut“ sind. Damit schlägt er eine im Grunde (so könnte man sagen) systemische, ressourcenorientierte Sichtweise auf die Menschheit vor.

Mit sehr vielen Geschichten versucht dann der Autor seine These zu belegen. Es sind sowohl Geschichten, die unser Bild vom Schlechten oder Bösen im Menschen geprägt haben und weiter prägen, wie auch eben die zahlreichen Gegenbeispiele, mit denen er glaubt beweisen zu können, dass dieses herkömmliche Bild falsch ist. So stellt er dar, wie Forschungsexperimente z.B., die die Unmenschlichkeit, die Eigensüchtigkeit und die Grausamkeit von Menschen beweisen sollten, erfunden bzw. manipuliert worden sind. Und entdeckt die Gegenbeispiele für Mitmenschlichkeit, die für ihn darlegen, wie wir angeblich wirklich sind. Eines der Beispiele ist der bekannte Roman „Der Herr der Fliegen“, in dem Jungen, die allein gelassen werden, sich bekriegen und bekämpfen. Ihm stellt er eine reale Begebenheit gegenüber, in der sechs Jungen durch unglückliche Umstände gezwungen wurden, über ein Jahr lang auf einer einsamen Insel zu überleben. Aber anders als im Roman, bekämpften sie sich nicht, sondern unterstützten sich gegenseitig auf eindrucksvolle Weise, so dass sie am Ende gerettet werden konnten. Dies ist für Bregman nun einer von seinen vielen „Beweisen“ für die „wahre Natur“ des Menschen. Seine zahlreichen weiteren Beispiele nimmt er von den unterschiedlichsten Orten der Welt und aus den verschiedensten Zeiten und Kulturen. Sie alle sollen zeigen, wie gut, kooperativ, mitmenschlich und freundlich der Mensch im Grunde ist. Sowohl die Geschichten selbst als auch die Darstellung seiner Recherchen sind interessant, spannend erzählt und häufig auch einleuchtend.

Einen entscheidenden Haken hat Bregmans Ansatz aus (m)einer konstruktivistischen Sicht: Wie so oft, wird auch hier wieder einmal versucht zu „beweisen“, wie der Mensch *wirklich* ist. Es genügt ihm nicht zu zeigen, dass man es *auch* so sehen kann, sondern es muss schon „wirklich“ so sein. Zwar ist ihm bewusst, dass jede Sicht des Menschen davon abhängt, welche Vorannahmen ihr zugrunde liegen. *Je nachdem*, wovon wir jeweils gerade ausgehen, erscheint uns der Mensch als „Krone der Schöpfung“, „des Menschen Wolf“, „von Grunde auf schlecht“, ein „egoistisches Wesen“, als ein „bei Geburt ein unbeschriebenes Blatt“, „kooperationswillig“ oder eben „gut“.

Annahmen werden *als wahr vorausgesetzt* und können deshalb selbst nicht wahr oder falsch sein. Insofern ist es durchaus *keine* Überraschung, dass sich immer genau das, was man im Voraus annimmt, dann auch als zutreffend bestätigt und als „wahr“ erweist. Und irgendwann vergisst man, dass man selbst die Annahmen gesetzt hat, und glaubt, es wirklich zu wissen.

Auch Bregman will uns seine Annahmen vergessen lassen und uns glauben machen, dass die aus seinen Vorannahmen resultierenden Ansichten vom Menschen wirklich wahr sind. Aber wieso sollten wir uns nur auf ein einziges Bild vom Menschen verständigen wollen? Ein einzelnes Bild bietet immer nur eine einzige Ansicht aus einer einzigen Perspektive – und lässt allzu leicht vergessen, dass es doch noch unendlich viele andere Ansichten gibt, von denen jede für sich genommen ebenso richtig ist. Von was auch immer wir uns einen Anblick verschaffen: weder vom Matterhorn noch von irgendeiner Person, schon gar nicht von jemandem, der uns nahe steht wie z.B. unseren Kindern, unseren PartnerInnen oder auch uns selbst, könnten, wollten und sollten wir uns sinnvollerweise eine einzige richtige Ansicht festlegen. Vom Matterhorn gibt viele verschiedene Abbildungen, fotografiert oder gemalt, die es in seiner (nur scheinbar!) „typischen“, ikonografischen Form wiedergeben. Aber auch all die anderen Bilder, die es „untypisch“ und von anderen Seiten zeigen, auf denen wir es nicht einmal wiedererkennen würden, sind dennoch „richtige“ Bilder vom Matterhorn. Und um wieviel mehr gilt das für Menschen – je besser wir bestimmte Menschen kennen oder zu kennen glauben, desto weniger finden wir, dass auch noch so viele Bilder sie auch nur annähernd zutreffend zu beschreiben vermögen.

Bregman öffnet uns die Augen für neue Perspektiven auf die Menschheit und damit auf uns selbst. Er zeigt uns unsere guten Seiten als Menschen – wobei er leider auch vergisst zu erwähnen, dass das, was als „gut“ bewertet und empfunden wird, keineswegs universell ist, sondern selbstverständlich auch vom Kontext, d.h. der Gesellschaft und der jeweiligen Kultur abhängig ist. Das, was wir gerade für „gut“ halten, haben keineswegs alle und immer für gut gehalten – und werden es auch in Zukunft nicht.

Die Stärke seines Buches liegt neben den vielen schönen und interessanten Geschichten in den *zusätzlichen* Ansichten vom Menschen. Sobald wir von ihnen wissen, stehen sie uns zur Verfügung: so können wir uns als Menschen *auch* sehen. Aber wir müssen eben nicht an eine einzige Sicht (ob gut oder schlecht), an eine einzige Wahrheit, an eine einzige Vorannahme „glauben“ und uns dieser Sichtweise verpflichtet fühlen. Stattdessen können wir mit den unterschiedlichen Ansichten vom Menschen „spielen“: Wir sind frei und haben die Wahl, wir können je nach Bedarf immer wieder neu und womöglich anders entscheiden, wie wir uns sehen wollen. Damit sind nur wir selbst dafür verantwortlich, wie wir jeweils „den Menschen“ und damit zugleich auch uns selbst sehen wollen. Und das ist doch auch eine ganz optimistische Aussicht.

Eingereicht bei Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung (vorauss. 1/2021)

2. Bernstorff, Rechte Wörter

Andreas Graf von Bernstorff (2020) Rechte Wörter. Von Abendland bis Zigeunerschnitzel, Heidelberg (Carl-Auer-Systeme), 170 Seiten

„Wir holen ein paar Dutzend Schlüsselwörter der aktuellen deutschen Rechten hervor und betrachten sie bei Tageslicht“ (S. 10). Andreas von Bernstorff versammelt rund 80 Begriffe, z.B. Asylterror, Chemtrails, Klimahysterie, Lügenpresse, Umvolkung. Sie werden, mal ausführlicher, mal recht kurz, erläutert und es werden „Stellen“ genannt, an denen sie von den Rechten verwendet wurden. „Die rechte Szene“, wozu er u.a. die NPD, Die Republikaner, große Teile der AfD, die Identitären und die Reichsbürger zählt, hätte „ihre ganz eigene Sprache und Sprechweise“ (S. 9), mit denen sie sich ihrer Identität und Zusammengehörigkeit versichere, und die dazu diene, klare Feindbilder aufzubauen. Die Absicht des Buches ist gut gemeint und wird klar benannt: Es gehe darum zu verhindern, dass diese rechten Worte „die Alltagssprache erobern“ und „dass wir schließlich alle so reden“. Aber ich habe meine Zweifel, ob es wirklich so glücklich ist, bestimmte Wörter als „rechte Wörter“ zu identifizieren.

Vor dreißig Jahren kam ich als Sozialpädagogischer Familienhelfer zu der Familie, die ich damals begleitete. Die Mutter öffnete mir und war ganz aufgeregt. Ihr siebenjähriger Sohn sage seit dem Abend vorher nur noch ein einziges Wort und wiederhole es fortlaufend (zu der damaligen Zeit war dieses Wort noch so anstößig, dass man es wahrscheinlich auch in diese Zeitschrift nicht ausgeschrieben hätte): „Arschloch. Arschloch. Arschloch.“ Die Eltern wussten sich nicht zu helfen und waren ratlos. Kurzentschlossen lud ich den Jungen zu einem kleinen Spaziergang ein. Und tatsächlich, er wiederholte dieses Wort. Nach kurzem Überlegen fiel ich ein und wir beiden sagten abwechseln immer wieder nur „Arschloch. Arschloch. Arschloch.“ Menschen, die uns begegneten und sichtlich irritiert waren, beachteten wir nicht. Nach rund zehn Minuten war es dann vorbei und wir sprachen wieder „normal“ (heutzutage in bestimmten Kontexten auch ein nicht ganz unproblematischer Begriff) miteinander.

Wieso er sich so verhielt, war mir nicht so wichtig – entscheidend für mich war, dass ich mich nicht auf eine einzige Bedeutung des Worte einlassen wollte. Das Wort „Arschloch“ ist für mich

nicht „schlimm“ oder „böse“: es ist ein Wort mit neun Buchstaben und bekommt seine Bedeutung erst durch diejenigen, die ihm diese Bedeutung geben, z. B. durch uns. Die Eltern waren so schockiert, weil sie unbedingt auf der „schlimmen“ (Be-)Deutung des Begriff bestanden und nicht auf die Idee kamen, dass sie anders als schockiert darauf hätten reagieren könnten: Sie hätten lachen können, sie hätten es überhören können, sie hätten ihn in den Arm nehmen können, sie hätten ihn missverstehen können („wieso sagst du immer wieder ‚Elefantenrüssel?‘“), sie hätten irgendein anderes Wort (z.B. „Laserdrucker“) dagegenhalten können – unklar, was passiert wäre, aber sie wären zumindest nicht mehr so geschockt gewesen. Doch fühlten sie sich mit ihrem Geschockt-Sein so absolut im Recht, dass sie gar nicht auf die Idee gekommen wären, dass sie hätten anders reagieren könnten. Vielleicht (wir wissen es nicht!) wollte der Junge sie provozieren – und sie sind nur allzu bereitwillig darauf angesprungen.

Eigentlich wissen wir doch alle, dass nicht der Sender festlegt, wie der Empfänger die Botschaft zu verstehen hat, sondern dass dies in der Macht und der Verantwortung des Empfängers oder der Empfängerin liegt: sie alleine entscheiden, was sie verstehen wollen. Sobald wir uns daran erinnern, fällt uns ein, wie – pardon! – schwachsinnig es ist, von „rechten Wörtern“ sprechen zu wollen. „Schwachsinnig“ selbst ist ein Begriff, der für uns heute diskriminierend wirkt und deswegen auch endlich in unseren Gesetzen, in denen er immer noch vorkommt, durch andere Begriffe ersetzt werden soll, der aber – bevor er als Schimpfwort verwendet wurde – erfunden wurde, um einen „Unterschied, der einen Unterschied macht“ (eine unter SystemikerInnen ja sehr beliebte Formulierung) zu machen und in diesem Kontext damals durchaus „sinnig“ war: man versuchte zu verstehen und auszudrücken, dass bei manchen Menschen bestimmte Sinne schwächer entwickelt waren. Wörter und Begriffe dienen dazu, Unterschiede deutlich zu machen (lat. diskriminieren bedeutet: unterscheiden).

Ihre negative oder positive, sinnvolle oder nutzlose, provokante oder beschwichtigende Bedeutungen erhalten sie erst durch diejenigen, die sie benutzen, d.h. sprechen – hören – verstehen – also durch uns. Und wir verändern diese Bedeutungen unablässig: Sprache lebt – und sie lebt ausschließlich in und durch diejenigen, die sie verwenden. Wir alle und nur wir sind es, die Bedeutungen erzeugen.

Auf den letzten Seiten seines Wörterbuchs deutet von Bernstorff zumindest selbst kurz die Kontextabhängigkeit von Begriffen an. Er berichtet von Zigeunern, die sich eben genau so (und nicht als Roma oder Sinti) bezeichnen und auch so genannt werden wollen, und dass „schwul“ und „lesbisch“ heute akzeptierte Begriffe sind, nachdem sie lange Zeit ausschließlich negativ besetzt waren. Ein weiteres Beispiel wäre der Krüppel – mit dem ursprünglich ein körperbehinderter Mensch bezeichnet wurde, bevor der Begriff abwertend verwendet wurde, um dann wiederum von der sog. Krüppelbewegung in den 1970er-Jahren entdeckt und selbstbewusst einfach positiv besetzt zu werden.

Bevor wir uns auf „rechte Wörter“ einschließen, sie als solche brandmarken und vor allem als Erkennungszeichen unserer politischen Gegner (oder Feinde?) verstehen, wäre es vielleicht sinnvoller, wenn wir sie einfach nur als Wörter sehen – die ihre Bedeutung ausschließlich durch diejenigen erhalten, die sie verwenden (also auch durch uns). Sprache entwickelt sich, Sprache verändert sich – und wir sind diejenigen, die sie verändern können. Wieso spielen wir nicht mit der Sprache und verwenden sie so, wie wir das gerne haben, wieso missverstehen wir nicht manchmal ganz gezielt und lassen uns auch nicht unnötig provozieren?

Müssen wir wirklich immer gereizt reagieren? Müssen wir uns wirklich immer provozieren lassen und aufregen? Könnten wir nicht auch viel öfter einfach gelassen bleiben? Wieso sollten wir immer gleich reagieren: ja, wir *können* ablehnend und empört auf „rechte Wörter“ reagieren, wir *können* die Sprecher in die Schranken zu weisen versuchen, aber wir könnten auch weghören, könnten laut oder leise auflachen ob des Blödsinns, der Frechheit, des Muts oder der

Provokationslust des Gegenübers. Und wir könnten die Wörter verdrehen, sie missverstehen, und sie selbst in einer anderen Bedeutung verwenden. Und wir bräuchten vor allem nicht zu glauben, sie seien „wirklich“ das, was sie uns im Moment zu sein scheinen: Denn wir alleine sind dafür verantwortlich, welche Bedeutung wir den Wörtern geben.

„Das Weltbild der Rechten wird also beherrscht von ‚Wir und die anderen‘“ (S. 16). Wir dürfen uns fragen, ob es nicht umgekehrt genauso ist: Ein solches Wörterbuch kann die Identität von uns „Linken“ (die größte Einigkeit besteht wohl hier vermutlich erstmal in der Ablehnung der „Rechten“) stärken und das Feindbild, das wir uns von „den Rechten“ machen, schärfen. Aber hilft eine solche Haltung, diese Menschen und ihre politischen Vorstellungen verschwinden zu lassen? Wichtiger wäre doch eigentlich, dass wir alle, auch mit unseren „Gegnern“ miteinander ins Gespräch kommen, dass wir uns verständigen können und zumindest hierfür manchmal eine gemeinsame Sprache finden oder entwickeln. Besser wäre es dann, nicht schon im Voraus glauben zu wissen, was z.B. „Umvolkung“ für sie bedeutet (und mit welcher „bösen“ Absicht sie es verwenden), sondern sie interessiert und mit einer Haltung des „Nicht-Wissens“ zu fragen: „Was meinst du jetzt damit?“ Selbst von Bernstorff ist der Meinung, „dass Ausgrenzung von Rechten [...] aus dem öffentlichen und privaten Diskurs falsch und nicht zu rechtfertigen ist“. Um diesen Diskurs kommen wir vermutlich nicht herum, wenn wir Veränderung wollen – allerdings wird er nur dann eine Chance auf Gelingen haben, wenn wir unsere GesprächspartnerInnen ernst nehmen und sie nicht als Feinde sehen (so schwer uns das vielleicht fällt).

Erschienen in Zeitschrift für systemische Beratung und Therapie 4/2020, S. 183-184

3. Nida-Rümelin: Unaufgeregter Realismus

Nida-Rümelin, Julian (2018), Unaufgeregter Realismus. Eine philosophische Streitschrift, Leiden/NL u.a. (mentis), 141 Seiten

Plädoyer für einen konstruktivistischeren Umgang mit „Realität“. Im Widerspruch zu Julian Nida-Rümelins Streitschrift „Unaufgeregter Realismus“

Ich möchte Ihnen ein Beispiel geben für die komplette Unrichtigkeit von etwas, dessen ich mir automatisch sicher bin. Meine unmittelbare Erfahrung stützt meine tief sitzende Überzeugung, dass ich der absolute Mittelpunkt des Universums bin, der echteste, lebendigste und bedeutendste existierende Mensch. Wir denken selten über diese natürliche, grundlegende Selbstzentriertheit nach, weil sie sozial so abstoßend ist, aber im Grunde ist sie bei uns allen so ziemlich gleich. Sie ist unsere Standardeinstellung, [...] Überlegen Sie mal: Sie haben nie eine Erfahrung gemacht, bei der Sie nicht im absoluten Mittelpunkt standen. [...] Die Gedanken und Gefühle anderer Leute müssen Ihnen irgendwie kommuniziert werden, aber Ihre eigenen sind unmittelbar, zwingend und wirklich. Sie wissen schon, was ich meine.

David Foster Wallace (2012, S. 16)

Wenn ein bekannter deutscher Philosophieprofessor wie Julian Nida-Rümelin in einer „Streitschrift“ für einen „unaufgeregten Realismus“ (Nida-Rümelin 2018 – nachfolgend als „NR“ angegeben) plädiert und gegen Konstruktivismus und Relativismus, gegen „Anti-Realisten“ und postmoderne Auffassungen „plädiert“, werde ich neugierig. Verstehe ich selbst doch Konstruktivismus als ein nützliches Instrument, als ein Werkzeug, das mir in schwierigen Alltags- und beruflichen Situationen nützlich sein *kann*: es ermöglicht mir zu verstehen, dass die Personen, Dinge und Ereignisse der Welt auch anders gesehen, beschrieben und erklärt werden können, als ich sie momentan wahrnehme und für wahr halte. Er erinnert mich daran, dass meine Wahrnehmung und Auffassung der Welt, dass mein Denken und meine Werte subjektiv bedingt sind – so wie bei allen anderen Menschen auch. Konstruktivistisch zu denken hilft mir

beim Zweifeln und beim für mich Scheinbar-feststehende-Wahrheiten-in-Frage-Stellen, beim Erfinden neuer Denk- und Handlungsoptionen. Andererseits bin ich natürlich in vielen (den meisten) Situationen in dem Sinne Realist, als ich Gegebenheiten für wahr nehme und als gegeben ansehe, ohne sie in diesem Moment auch nur ansatzweise anzuzweifeln oder zu relativieren. Die Frage hingegen, ob etwas „wirklich wahr“ ist, also unabhängig von mir oder anderen Subjekten existiert, halte ich – spätestens sobald ich beginne, darüber nachzudenken – eher für überflüssig, wenn nicht gar unsinnig.

Nicht so Nida-Rümelin: er plädiert für einen ausschließlichen Realismus, d.h. es gibt für ihn die wirkliche Welt der Fakten und Tatsachen, die seiner Meinung nach nicht in Frage gestellt werden kann und damit auch nicht darf. Nun richten sich philosophische Bücher nicht unbedingt an philosophische Laien. Das räumen zuweilen selbst Philosophen ein, so zum Beispiel Odo Marquart, der laut Ludger Lütkehaus, ebenfalls Philosoph, einmal gesagt haben soll: „Die Philosophen ... gleichen Sockenfabrikanten, die Socken nur für Sockenfabrikanten herstellen“ (Lütkehaus 2001). Was aber ja nicht heißen muss, dass nicht auch Laien diese Socken mal anprobieren könnten. Insbesondere, wenn sie sich abschätzig als „Anti-Realisten“ bezeichnet sehen. Unter dieser Sammelbezeichnung fasst Nida-Rümelin all diejenigen zusammen, die auch nur in Frage stellen, ob „die wirkliche Welt“ von uns unmittelbar erfahren, wahrgenommen und beschrieben und erklärt werden kann. Denn für ihn zeigt sich eine reife, erwachsene Persönlichkeit im „Akzeptieren empirischer und normativer Tatsachen“ (NR S. 17), wohingegen „der postmoderne Anti-Realismus als eine Form der Unreife zu verstehen [ist]. Die Vorstellung, dass wir es sind, die in einem bestimmten kulturellen Kontext die Realität nach unserem Bilde formen, hat etwas Kindliches“ (NR S. 17f). Damit hat er schon mal klar gemacht, wo er all diejenigen sieht, die in diesem Punkt anders denken als er. Also auch mich. Was zum genaueren Lesen und zum Widerspruch reizt.

Einen solchen Widerspruch sucht er mit seiner Streitschrift, die er bewusst auch „nach außen“ richtet und als ein „Gesprächsangebot“ an die Nachbar-Disziplinen wie Geistes-, Kultur- und Sozialwissenschaften verstanden wissen will (vgl. S. 11). Die Diskussion versteht er nicht rein akademisch, sind es für ihn doch auch „die lebensweltlichen Erfahrungen, die einen robusten Realismus zumindest nahelegen“ (ebd.). Bis zu einem gewissen Maß müsse man natürlich bisherige Auffassungen in Frage stellen, allerdings jedoch „nie total“, da es immer Überzeugungen gebe, die „selbstverständlich erscheinen und nicht begründungsbedürftig“ sind: „der Prüfstein ist die Welt der Tatsachen“ (NR S. 20).

Tatsachen

Diese „Tatsachen“, die nicht begründungsbedürftig seien (und somit auch nicht in Frage gestellt werden können und dürfen), stehen im Zentrum seiner Argumentation, auf sie nimmt er immer wieder Bezug: „Tatsachen sind von Wahrnehmungen und Meinungen unabhängig“ (NR S. 28) und können daher für Nida-Rümelin auch nicht bestritten werden – was ihn überraschenderweise dennoch nicht daran hindert, sie immer wieder nochmals als solche beweisen zu wollen. Hierfür verwendet er zunächst die bei solchen Gelegenheiten üblichen Beispiele: „Sieben Stühle“, „ein Tisch“, „ein Baum“ – plakativ und in seinen Augen eben unbestreitbar. Denn der Baum sei natürlich auch dann da, wenn ihn niemand sehe oder wahrnehme. Man könnte nun (nicht zum ersten Mal in der Philosophiegeschichte) einwenden, dass verschiedene Menschen unter dem vermeintlich „gleichen“ Baum vermutlich ganz Unterschiedliches sehen, verstehen und wahrnehmen – und dann auch unterschiedlich beschreiben würden; und man könnte sich folglich fragen, wie man bei unterschiedlichen Beschreibungen dann vom „gleichen“ Baum sprechen kann – außer, man nimmt es einfach an und setzt genau dies voraus, was man dann anschließend bewiesen zu haben behauptet. Man könnte auch einwenden, dass jemanden diesen Baum erst einmal für so wichtig und wesentlich

halten muss, damit er von ihm als unbestreitbare, von Wahrnehmung und Meinung unabhängige Tatsache wahrgenommen (!) werden kann. Aber vielleicht ist das von mir auch schon zu konstruktivistisch, zu unreif gedacht: Möglicherweise habe ich da tatsächlich den Autor nicht richtig verstanden.

Erstaunlicher wird es allerdings bei den etwas komplexeren Beispielen, die Nida-Rümelin ebenso unbekümmert präsentiert – und sich nicht vorstellen kann, dass man das, was er sieht und beschreibt, auch anders sehen und beschreiben könnte, dass auch eine andere Sichtweise als seine möglich ist. Auf drei dieser nach Auffassung des Autors vermeintlich so eindeutigen und unbestreitbaren Tatsachen will ich im Folgenden eingehen.

Das heliozentrische Weltbild

Ein prominentes Beispiel, das auch von vielen anderen AutorInnen immer wieder als Beweis für eine unbestreitbare Tatsache angeführt wird, ist das Verhältnis von Erde und Sonne: „Heute zweifelt so gut wie niemand mehr am heliozentrischen Weltbild, also an der Tatsache, dass die Erde sich um die Sonne dreht (tatsächlich drehen sich beide, Erde und Sonne, um einen gemeinsamen Schwerpunkt, der allerdings fast im Mittelpunkt der Sonne liegt, weil die Sonne ein Vielfaches schwerer ist als die Erde)“ (NR S. 30). Mal abgesehen davon, dass Nida-Rümelin die von ihm selbst referierte „Tatsache“ noch im gleichen Satz in der Klammer wieder revidiert oder doch relativiert, werden hier von ihm „Weltbild“ und „Tatsache“ gleichgesetzt: Ein Bild, das man sich von etwas macht, ist dasselbe wie die Tatsache? Für Nida-Rümelin gibt es in diesem Fall keinen Unterschied (oder, könnte man sagen, die Tatsache, dass man zwischen beidem einen nicht unerheblichen Unterschied sehen könnte, ist für ihn keine Tatsache?). Da das heliozentrische Weltbild für ihn eine Tatsache ist, muss das geozentrische Weltbild selbstverständlich falsch sein, weil es nicht den Tatsachen entspricht.

Aus konstruktivistischer Perspektive übersieht Nida-Rümelin hier, dass er einen Irrtum ausschließt und sich nicht vorstellen kann, dass die herrschende Meinung sich auch wieder einmal ändern kann und es dann zu wieder „anderen Tatsachen“ kommen kann. Ebenso übersieht oder vernachlässigt er, dass Bilder, auch Weltbilder, auch Beschreibungen und Erklärungen von vermeintlichen Tatsachen eben nur Bilder und Modelle sind und keine Wahrheiten; sie sind abhängig von den Perspektiven und Standpunkten der BeobachterInnen. Je nachdem, wo man steht, mit welchen Vorkenntnissen und Erfahrungen man die Welt erfährt, wird man zu unterschiedlichen Ansichten, Auffassungen und Beschreibungen von dem, *was einem wie eine Tatsache erscheint*, kommen.

So muss man das heliozentrische Weltbild weder für wahrer noch in allen Situationen für praktischer halten als das geozentrische: In einem unendlichen Raum, so könnte man auch sagen, muss ich zuerst einen Fixpunkt definieren, bevor ich beschreiben kann, was sich da um was dreht. Hinzu kommt, dass sich in unserem Alltagsverständnis die Vorstellung, dass sich die Sonne um die Erde dreht („sie geht morgens auf, zieht tagsüber über den Himmel und geht abends unter“), gehalten hat, nicht zuletzt, weil sie aufgrund ihrer Einfachheit und „Sparsamkeit“ an Annahmen (vgl. Ockhams Rasiermesser) außerordentlich praktikabel ist und sich so z.B. die ungefähre Tageszeit oder die Himmelsrichtungen bei Bedarf ziemlich einfach feststellen lassen. Die auf den ersten Blick scheinbar so eindeutigen „Tatsachen“ relativieren sich – zumindest für Konstruktivisten – recht schnell.

Das wiederum bringt Konstruktivisten allerdings noch lange nicht dazu, Menschen als dümmer oder unreifer zu sehen, nur weil sie ein anderes Modell benutzen als Astronomen oder Philosophen. Mit ein wenig Verständnis für historische Entwicklungen und kulturelle Unterschiede sieht man zudem vielleicht nicht nur mit einer konstruktivistischen Brille, dass sich Weltbilder und die ihnen zugrundeliegenden vermeintlichen Tatsachen für diejenigen, die fest

von ihnen überzeugt sind, unterscheiden können – und dass das nichts Schlimmes ist. Dass auch unser scheinbar so sicheres Wissen nicht zuletzt auf dem beruht, was wir gelernt haben, und dass dieses „Wissen“ abhängig ist von der Gesellschaft, in der wir leben, den Kulturen, die uns prägen, den Sprachen, die wir sprechen. Und dass sich all diese natürlich fortlaufend verändern – und damit wieder andere Bilder der Wirklichkeit erzeugen.

Zehn Baguettes

Auch das zweite Beispiel erstaunt. Nida-Rümelin schreibt: „In der lebensweltlichen Praxis wirkt der Anti-Realismus weit deplatziertes. So wird niemand auf die Idee kommen, dass die Bestellung von zehn Baguette bei einem Bäcker abhängig sei von bestimmten Narrativen und die Verständigung zwischen Bäcker und Kunde auf kulturellen Konstrukten beruhe“ (NR S. 50). – „Doch!“, möchte man rufen, „*ich* komme auf die Idee“. Wer will, *kann* in diesem einen Satz bzw. in der beschriebenen Situation zahlreiche narrative und kulturelle Konstrukte herausarbeiten, ohne die diese Situation weder zustande käme noch für irgend jemand so beschreibbar wäre – was nicht heißt, dass man diese Konstrukte herausarbeiten *mus*s (schon gar nicht in dem Moment, in dem die Beteiligten diesen Handel abschließen wollen). Andererseits kann es sinnvoll sein, sich des Konstruktionscharakters bewusst zu werden, sobald einmal die Verständigung in einer ähnlichen Situation nicht so ohne weiteres gelingt. Neben den Rollen von „Bäcker“ und „Kunde“ sowie der Sprache, in der sie sich verständigen, ist nicht zuletzt auch das Verständnis dessen, was unter „Baguette“ verstanden wird (und das kann sich in z.B. in Frankreich und Deutschland erheblich unterscheiden), von Bedeutung. An dieser Stelle erinnert mich Nida-Rümelin fast unvermeidlich an den französischen Sprachforscher aus dem 18. Jahrhundert, von dem Ludwik Fleck in „Die Entstehung einer wissenschaftlichen Tatsache“ (Fleck 1980) berichtet, er „behauptete, pain, sitos, Brot, panis seien willkürliche, verschiedene Bezeichnungen desselben Dinges, aber es bestünde zwischen der französischen Sprache und den anderen der Unterschied, daß das, was französisch pain heiße, auch wirklich pain sei“ (Fleck 1980, S. 69). Auch dieser Sprachforscher hatte sich ganz bestimmt als Realist empfunden, und unaufgeregt war er zudem vermutlich auch, da er sich seiner Sache ja ganz sicher war. Selbstsicherheit und Selbstgewissheit können in vielen Situationen hilfreich sein, aber ob sie nützlich sind, wenn es darum geht, andere Blickwinkel einzunehmen, andere Menschen zu verstehen (und ernst zu nehmen, auch wenn sie anderer Meinung sind), neue Ideen zu bekommen und neue, noch unbekannte Wege zu finden, bezweifle ich.

Völkermord

Das dritte Beispiel ist besonders drastisch – u.a. auch deswegen, weil ein Widerspruch leicht missverstanden werden kann. Ich will es dennoch versuchen. Nida-Rümelin, der u.a. auch Ethik lehrt, schreibt „Der Völkermord an den Juden war ein schreckliches Unrecht – das schrecklichste der Menschheitsgeschichte – und das ist kein kulturelles Konstrukt“ (NR S. 82). Dass der Holocaust ein schreckliches Unrecht war, teile ich uneingeschränkt. Aber dass es sich bei dieser Einschätzung um „kein kulturelles Konstrukt“ handeln soll, teile ich nicht. Im Gegenteil – um Unrecht feststellen zu können, benötige ich einen Maßstab, anhand dessen ich bewerte, inwieweit ich etwas als recht oder unrecht beurteile. Diese Maßstäbe sind keine Tatsachen im ontologischen Sinn, es gibt sie nicht einfach, sondern sie werden von uns Menschen gemacht, sind also kulturell konstituiert: welche Maßstäbe wir wo anlegen, ist unsere Entscheidung – und hängt wiederum davon ab, in welchen Kulturen wir aufwachsen. Und so sind wir für unsere Maßstäbe verantwortlich – und ich denke, wir wollen es auch sein, wollen selbst die Verantwortung übernehmen. Und wir verlangen von anderen, dass sie Verantwortung für ihre Wertmaßstäbe, für ihr Denken und Handeln übernehmen. Andernfalls wären wir Maschinen, die einfach auf bestimmte Werte „eingestellt“ sind (aber von wem? von Gott? der Natur?). Nida-Rümelin und ich, beide sehen wir den Völkermord an den Juden ohne jeden Zweifel als

schreckliches Unrecht an (je nach Kriterium auch als „das schrecklichste der Menschheitsgeschichte“, allerdings bin ich da zögerlich, denn woran wollten wir das messen? Wir bräuchten wieder einen – von uns zu verantwortenden – Maßstab; zudem kann man fragen, ob der eine Völkermord tatsächlich „schrecklicher“ sein kann als ein anderer). Beide sind wir auch der festen Überzeugung, an dieser Einschätzung unter allen Umständen festzuhalten zu wollen (d.h. wir können uns im Moment nicht vorstellen, dass wir beide jemals anders darüber denken würden). Aber dürfen wir wirklich ganz sicher sein (und es nicht nur glauben), dass wir unsere Meinung hierzu auch kein bisschen ändern werden? Menschen verändern sich, ihre Standpunkte und ihre Meinungen unablässig (so könnte z.B. Nida-Rümelin nach einigem Überlegen seinen Superlativ „schrecklichste“ auch wieder zurücknehmen) – auch wenn sie sich dessen meist selbst gar nicht bewusst sind, es allenfalls im Nachhinein bemerken.

Eine „objektive Bewertung“ ist – so zumindest aus einer konstruktivistischen Perspektive – nicht möglich, sie wird immer von *Subjekten* vorgenommen, *ohne* sie, also objektiv, sind Bewertungen nicht möglich. So erscheint mir auch die für Nida-Rümelin vermeintlich objektive, unzweifelhafte, alternativlose Tatsache des Unrechts eines Völkermords keineswegs unabhängig von denen, die diese Tatsache feststellen und bewerten.

Dies sind einige seiner Beispiele für Tatsachen, die Nida-Rümelin für unbestreitbar hält und die er zu Hilfe nimmt, wenn er für seinen „unaufgeregten Realismus“ plädiert. Es könnte natürlich sein, dass ich ihn mehr oder minder missverstanden habe – oder aber dass ich seine Argumentation mangels intellektueller Fähigkeiten oder anderer Kompetenzen nicht so richtig nachvollziehen konnte: „Der philosophische Realismus, wie er hier vertreten wird, verlangt gewissermaßen ein bestimmtes Maß an persönlicher Reife“ (NR S. 39) – wer dem Autor nicht folgen kann, so seine Implikation (oder doch eine Tatsache?), verfügt möglicherweise über ebendiese persönliche Reife (noch) nicht.

Dieser wiederholte Hinweis auf die fehlende Reife derer, die ihm nicht folgen können, macht deutlich, dass er an seiner Position keinerlei Zweifel zulassen will und den absoluten Anspruch auf Deutungshoheit erhebt. Es zeigt sich damit aber auch, dass er nicht bereit ist, andere Ansätze wirklich ernst zu nehmen – was sich im Übrigen deutlich daran erkennen lässt, dass er sich mit den von ihm abgewerteten „anti-realistischen“ Ansätzen, ihren AutorInnen und deren Argumentationen nicht wirklich näher befasst oder gar auseinandersetzt, sondern sie eher nur oberflächlich streift.

Annahmen als Denkvoraussetzungen

Nida-Rümelin gibt vor, dass sein unaufgeregter Realismus „keine apriorischen Argumente ins Feld führt, kein *fundamentum inconcussum* behauptet“ (NR S. 11), d.h. er glaubt selbst, dass er voraussetzungs- und bedingungslos argumentiert. Er vernachlässigt dabei, dass er selbst als Person (einschließlich seiner Sozialisation und kulturellen Prägung sowie seiner außerordentlichen, nicht zu bezweifelnden Bildung, die nicht zuletzt auch das Lateinische beinhaltet, was er ausführlich demonstriert) eine wesentliche Voraussetzung dafür ist, dass er seine Gedankenführung überhaupt realisieren kann (wenn dem nicht so wäre, würden wir alle ebenso denken wie er, und sein Plädoyer wäre überflüssig). Und er unterschlägt und verschweigt (möglicherweise übersieht er es auch), dass er sehr wohl auf ein „apriorisches Argument“ aufbaut, das da lautet: „Es gibt eine Realität und sie ist, zumindest für reife Menschen, auch als solche erkennbar“. Ohne diese Annahme, die er apriori als gegeben voraussetzt, wäre sein Buch nicht möglich.

Und da dies seine im Voraus gesetzte, als wahr angenommene Überzeugung ist, ist für ihn sein „Realismus“, d.h. dieser Glaube an eine wirkliche Welt der Tatsachen, aus philosophischer Sicht *alternativlos* – kann nicht und darf nicht bezweifelt werden; wer es dennoch tut, ist nicht

erwachsen genug oder argumentiert nicht rational. Und hier zeigt sich die eigentliche Schwäche seines „realistischen“ Ansatzes bzw. des Autors: er kann sich einfach nicht vorstellen, dass man auch anders denken könnte (und dürfte) als er es tut. Dass auch andere Wahrnehmungen, Beschreibungen und Erklärungen der aus seiner Sicht (!) vermeintlich unbestreitbaren Tatsachen möglich sind, die aber dann – rein logisch gesehen – eben auch zu anderen Tatsachen werden würden. Denn schließlich lassen sich nur darüber Feststellungen treffen, worüber man sprechen kann. Und umgekehrt ließe sich folgern: Was man nicht wahrnehmen, beschreiben und vielleicht auch in irgendeiner Weise „erklären“ kann, was man sich nicht zumindest vorstellen kann: darüber wird natürlich auch nicht gesprochen; von wem auch.

Gerne räume ich ein: Aus *seiner* Sicht und Position heraus hat Nida-Rümelin selbstverständlich recht. Natürlich ist es *möglich*, von der Annahme auszugehen, dass es so etwas wie unbestreitbare Realität gibt und dass sie auch (evtl. zumindest in einem gewissen Maße) erkennbar ist. Wer diese Annahme in seinem Denken als wahr voraussetzt, wird sie folglich in seinem Denken auch bestätigt sehen und auch nicht zu anderen Erkenntnissen kommen – denn Annahmen sind Annahmen, sind Voraus-Setzungen, und können – da „als wahr vorausgesetzt“ – logischerweise nicht widerlegt werden, sie führen zwangsläufig immer zu einem Zirkelschluss, der sich selbst bestätigt.

Andererseits ist es aber natürlich ebenso möglich, von der gegenteiligen, konstruktivistischen Annahme auszugehen, die von Nida-Rümelin polemisch als „anti-realistisch“ bezeichnet wird. Sie setzt voraus, dass es diese Realität zwar vielleicht (aber vielleicht auch nicht) gibt, aber dass sie in keinem Fall für uns unmittelbar zugänglich ist, sondern ihre Wahrnehmung wie auch das Denken und Sprechen über sie immer der Konstruktion durch uns (d.h. durch unsere Körper, Sprache, Logik, Denkweise etc.) bedarf. Man geht davon aus, dass das, was wir als „real“, als Wirklichkeit erleben und begreifen, immer von uns konstruiert wird. Und wir können uns dabei jederzeit erinnern, dass auch dies lediglich eine Annahme ist, die weder wahrer als die „realistische“ ist, noch durch sich selbst als wahr oder falsch bewiesen werden kann. Eben weil sie eine *Annahme*, eine *als wahr voraus-gesetzte Behauptung* ist.

Wir haben hier zwei (von unendlich vielen möglichen) Weisen, „Realität“ bzw. das, was wir damit meinen, zu verstehen. Und die Tatsache, dass es diese verschiedenen Sichtweisen gibt, können wir ebenfalls wieder unterschiedlich interpretieren: Wenn wir von der Annahme ausgehen, dass es eine Wahrheit gibt, die für uns zumindest in Ansätzen erkennbar ist, dann müssen die „anti-realistischen“ Auffassungen, Sichtweisen und Ansätze zwangsläufig falsch sein. Blickt man hingegen mit einer konstruktivistischen Brille darauf, kann man verstehen, wieso jeder Ansatz für denjenigen, der ihn verfolgt, als wahr erscheint: Wer in seinem Denken voraussetzt, dass er die Realität erkennen kann, der wird logischerweise nicht nur glauben, dass er dies kann, sondern auch glauben, diese wirklich zu erkennen. Wer in seinem Denken voraussetzt, dass das, was er als Realität erkennt, seine Konstruktion ist, wird dies logischerweise nicht nur glauben, sondern sein Erleben von Realität auch als Konstruktion begreifen.

Konkreter: Wer glaubt, die Erde dreht sich um die Sonne, sieht sich in seinen Beobachtungen und Messungen bestätigt. Wer glaubt, die Sonne dreht sich um die Erde, sieht sich in seinen Beobachtungen und Messungen bestätigt. Beide sind fest davon überzeugt, eine „realistische“, den Tatsachen entsprechende Sicht auf das Verhältnis von Erde und Sonne zu haben – und können nicht verstehen, wieso die andere Seite etwas anderes glauben kann.

Wenn man glaubt, im Recht zu sein, und andere versucht, davon zu überzeugen, bleibt man nicht mehr „unaufgeregt“. Man beginnt, diejenigen, die einem nicht folgen wollen, die anderer Ansicht sind, mit Argumenten für die eigene Sicht zu gewinnen, und wenn das nicht gelingt, gerät man in Gefahr, sie abzuwerten und lächerlich zu machen. Weil man sich einfach nicht vorstellen kann, dass andere anderer Ansicht sein können, dass andere Menschen andere Standpunkte,

Perspektiven, Erfahrungen und Überzeugungen haben, spricht man ihnen Rationalität, intellektuelle Kompetenz und Reife ab oder kann sich ihre Ansichten nicht anders erklären als mit „geistigen Verwirrungen“ (NR S. 13).

Aus konstruktivistischer Sicht lässt sich dieser Widerspruch der Überzeugungen hingegen relativ „unaufgeregt“ beschreiben und die jeweiligen Beobachtungen, Messungen und Überzeugungen wie auch der jeweilige Glaube, absolut im Recht zu sein und auch im Recht zu sein, den anderen abzuwerten, beschreiben und erkennen als die fehlende Fähigkeit, die Perspektive des anderen (mit den entsprechenden Annahmen) einzunehmen. Aus konstruktivistischer Sicht kann ich nicht nur verstehen (und ernst nehmen, ohne davon überzeugt sein zu müssen), dass andere Menschen „die Realität“ anders wahrnehmen als ich, ich kann zudem verstehen und akzeptieren, dass mein eigener Standpunkt auch nur kulturell bedingt und geprägt, kurz: konstruiert und subjektiv ist und sein kann.

Radikal konstruktivistisch

„Aus konstruktivistischer Sicht“ – denn auch diese, meine Beschreibung wiederum ist nicht wahr oder auch nur wahrer als andere, auch nicht wahrer als die Überzeugung und der Glaube von Nida-Rümelin an wirkliche Tatsachen. Dies macht für mich die „Radikalität“ des Konstruktivismus aus – dass wir, die wir für ihn eintreten, ihn auch nicht für besser oder wahrer halten als andere Ansätze. Auch er ist nur eine mögliche Art der Beschreibung und Erklärung: eine von vielen.

Wer allerdings vermutet, eine konstruktivistische Sicht führe in eine „relativistische“ Hoffnungslosigkeit und Haltlosigkeit, weil man nicht mehr wisse, was wahr und was falsch sei, der übersieht, dass dies nur dann passieren wird, wenn man von der Annahme ausgeht, man *müsse* sich für die eine oder die andere Annahme entscheiden und sie dann konsequent durchgehend seinem Denken zugrunde legen, d.h. man müsse daran *glauben*. Doch braucht man „Realismus“ oder „Konstruktivismus“ nicht unbedingt als Glaubenssysteme zu betrachten, denen man sich zu verpflichten hat, sondern man kann sie als „Denkwerkzeuge“ begreifen, als Instrumente für das eigene Denken und Handeln in Alltag und Beruf, für die man sich von Fall zu Fall und je nach Nützlichkeit jeweils entscheiden kann. Als „bekennender Konstruktivist“ denke, beschreibe und erkläre ich mir nicht alles, was ich sehe und erlebe, als Konstruktion: im Gegenteil, in der Regel ist für mich das meiste, was ich erlebe, „real“ und ich sehe keine Notwendigkeit, mir über dessen Konstruktion Gedanken zu machen.

Dann aber, wenn ich vor Problemen stehe, die sich zunächst nicht lösen lassen, kann es für mich nützlich sein, mir über die subjektive Bedingtheit bestimmter Sichtweisen klar zu werden – und die Erlaubnis, auch anders über scheinbar „unbezweifelbare Tatsachen“ auf eine neue Weise nachzudenken. Ich kann mich fragen, ob ich möglicherweise an bestimmten Annahmen festhalte, die mich daran hindern, einen anderen Blickwinkel einzunehmen und dadurch Lösungen zu finden. So hat das ptolemäische Modell mit der Erde im Mittelpunkt lange gut funktioniert, konnte aber irgendwann bestimmte Phänomene nicht mehr einfach genug erklären, so dass man damit experimentierte, wie es wäre (d.h. welche Beobachtungen man machen würde), wenn man ein anderes Modell ausprobiert und versuchsweise die Erde um die Sonne kreisen lässt. Die Folge war, dass viele Phänomene plötzlich leichter zu erklären waren – und es so schien, als ob dieses neue Modell wahrer sei. Kardinal Bellarmine hatte damals Galileo Galilei übrigens angeboten, dass er sehr wohl das heliozentrische Modell *als Modell* verwenden und auch verbreiten könne, doch Galilei bestand darauf, dass es nicht nur ein Modell, sondern „wahr“ sei – denn auch er konnte sich nicht vorstellen, dass unterschiedliche Sichtweisen möglich sind und sich auch jeweils in sich bestätigen können.

Wann ich konstruktivistisch denke und wann nicht, ist meine Entscheidung, ich bin dafür verantwortlich. Heinz von Foerster und Ernst von Glasersfeld haben dies prägnant ausgedrückt: „Objektivität ist die Selbsttäuschung eines Subjekts, dass es Beobachten ohne ein Subjekt geben könnte. Die Berufung auf Objektivität ist die Verweigerung der Verantwortung – daher auch ihre Beliebtheit“ (v. Glasersfeld 1998, S. 242). Damit haben sie für mich den entscheidenden Hinweis gegeben, wieso Konstruktivismus nicht nur hilfreich, sondern in vielen Situationen auch attraktiv sein kann: ich kann Verantwortung übernehmen, für das, was ich denke und tue – und ich kann andere verantwortlich machen.

„Radikal konstruktivistisch“ zu sein heißt nun allerdings genau nicht, *alles immer* als Konstruktion zu betrachten, sondern vielmehr den Konstruktivismus selbst auch nicht für „wahrer“ oder „richtiger“ zu halten als andere Ansätze: „Der ‚radikale‘ Konstruktivismus, den ich ... zu formulieren begann, ist das Modell der Wissenstheorie, zu dem ich gelangte. Ich betone, es ist ein Modell und gibt nicht vor, das einzig mögliche zu sein“ (v. Glasersfeld 2005).

Nida-Rümelin hat natürlich recht, wenn er schreibt: „Eine umfassende Realitäts-Skepsis ist allenfalls als ein philosophisches Gedankenexperiment möglich, nicht als Lebensform“ (NR S. 138). Aber ich widerspreche ihm, wenn er fortfährt: „Außerhalb des philosophischen Seminarraums werden alle wieder zu Realisten“ (ebd.). Denn wir alle (auch Nida-Rümelin, selbst dann, wenn ihm das nicht bewusst ist) sind immer mal wieder auch mehr oder weniger Konstruktivisten (jedenfalls ist dies eine Möglichkeit, wie es sich beschreiben und verstehen lässt): immer dann, wenn wir es wagen, scheinbare unverrückbare, bisher für absolut wahr gehaltene Tatsachen in Frage zu stellen und so zu buchstäblich neuen (nicht aber „wahreren“) Erkenntnissen kommen, die uns helfen, Missverständnisse zu klären, Konflikte zu lösen oder doch zu entschärfen, Probleme zu lösen oder zu verstehen, wieso andere Menschen Dinge anders erleben und wahrnehmen als wir, denken wir konstruktivistisch; immer dann, wenn wir denken: Es könnte auch anders sein.

Als Sozialarbeiter weiß ich es zu schätzen, an schwierige Situationen konstruktivistisch heranzugehen und mir vorzustellen: Es könnte auch anders sein – anders beschrieben, anders erklärt, anders gehandelt, anders gedacht, anders verstanden. Eine allein dem Realismus verpflichtete Denkhaltung wäre hier mehr als hinderlich. Zudem können wir unaufgeregter und gelassener bleiben, wenn wir nicht darauf bestehen, dass es Tatsachen gibt, auf denen wir bestehen müssen, weil sie nicht anders gesehen werden können und dürfen.

Denn das eigentlich Ärgerliche an dieser „Streitschrift“ ist für mich nicht, dass der Autor fest davon überzeugt ist, Recht zu haben – und dies auch beweisen zu können glaubt. Dies ist sein gutes Recht, und da geht es ihm kein bisschen anders als jedem anderen von uns: alle glauben wir, selbst die richtig(st)e Ansicht der Welt, den richtigen Blickwinkel auf die Wirklichkeit zu haben. Ärgerlich ist, dass er mit der Macht seiner Autorität als prominenter Philosophieprofessor darauf besteht, dass andere Blickwinkel und Ansichten falsch sind und von fehlender Reife und fehlenden intellektuellen Fähigkeiten zeugen. Zwar geht er auf den ersten Blick nicht ganz so weit wie der bekannte Evolutionsbiologe Richard Dawkins, der sagte man dürfe jeden, „der behauptet, nicht an die Evolution zu glauben (!), als dumm, ignorant oder wahnsinnig“¹

¹ „It is absolutely safe to say that if you meet somebody who claims not to believe in evolution, that person is ignorant, stupid or insane (or wicked, but I'd rather not consider that)“

bezeichnen (Dawkins 1989). Andererseits meint Nida-Rümelin im Grunde genau dasselbe, wenn er Andersdenkende als Menschen bezeichnet, die „versuchen eine Überzeugung, die für sie bequem ist, aufrechtzuerhalten, auch um den Preis intellektueller Redlichkeit. Sie leugnen dann offenkundige empirische Befunde, die gegen diese Überzeugung sprechen, ‚vergessen‘ einen Teil ihrer eigenen Biographie oder, in pathologischen Fällen, neigen zur umfassenden ‚Verdrängung‘ eigener Erfahrung“ (NR S. 15f).

Beiden, Nida-Rümelin wie Dawkins, geht es im Grundsatz um das gleiche: um die Deutungshoheit, d.h. um die Macht, die eigene Ansicht auch gegen das Widerstreben anderer durchzusetzen und sie als die allein gültige zu zementieren. Dabei sind sie allerdings, wie man sieht, alles andere als „unaufgeregt“.

Wir leben in einer Zeit, in der unsere Gesellschaft droht, sich zu spalten, und die bestehenden politischen Unterschiede und Gegensätze sich immer mehr verfestigen, eben weil jede Seite von der unbedingten Richtigkeit der eigenen Auffassung und Weltsicht, der eigenen Werte und Ansichten überzeugt ist. Einerseits wertet man politischen Gegner ab und versucht sie auszugrenzen, andererseits fühlt man sich selbst von der Gegenseite diskriminiert, verfolgt und bedroht. In dieser Zeit wäre es hilfreicher, Denkmodelle zu entwickeln und zu verbreiten, die verstehen lassen, wieso unterschiedliche Menschen zu unterschiedlichen Auffassungen kommen können – und wie man leichter wieder zu einem konstruktiven Dialog des Miteinander beitragen kann: Dialog kann aber erst dann beginnen, wenn man auch für andere Ansichten Verständnis aufbringen kann, wenn man akzeptieren kann, dass andere Menschen andere Ansichten haben. Die VertreterInnen der Postmoderne und des Konstruktivismus, also die Anti-Realisten haben hier vielleicht mehr beizutragen als die von sich und der absoluten Richtigkeit ihrer Meinungen und Auffassungen überzeugten „Realisten“.

Was eigentlich nur als eine Rezension einer Streitschrift geplant war, hat sich nun selbst zu einer kleinen „Streitschrift“ entwickelt. An deren Ende will ich allerdings nochmals ausdrücklich darauf bestehen, dass dies lediglich *meine* Sicht auf den Text von Nida-Rümelin darstellt – und sie nicht wahrer oder falscher zu sein behauptet als andere. Vermutlich ist zumindest deutlich geworden, dass dieses Buch anregend ist und zur gedanklichen Auseinandersetzung einlädt. Ich bin sicher, wenn Sie das Buch lesen, kommen Sie noch einmal auf ganz andere Gedanken als ich und haben dazu nochmals ganz andere, Ihre eigenen Meinungen – und das ist auch gut so! Solange es uns gelingt, einigermaßen respektvoll miteinander umzugehen (und ich hoffe, das ist mir trotz allen Widerspruchs gelungen), auch wenn wir unterschiedliche Auffassungen haben, ist noch alles in Ordnung.

Literatur

- Dawkins, Richard (1989), Put Your Money on Evolution, in The New York Times Review of Books vom 9. April 1989, S. 35
- Fleck, Ludwik (1980) Entstehung einer wissenschaftlichen Tatsache, Frankfurt am Main (Suhrkamp) (erstmalig 1935)
- v. Glasersfeld, Ernst (2005), Radikaler Konstruktivismus – Versuch einer Wissenstheorie, Vortrag am 5. Mai 2005 in Wien, CD und Booklet, Wien (echoraum)
- v. Glasersfeld, Ernst (1998), Erklärung der American Society for Cybernetics, in: ders., Radikaler Konstruktivismus, Frankfurt (suhrkamp), S. 242
- Lütkehaus, Ludger (2001): Fachgiganten und Lebenszweige. Vom fehlenden Nutzen der Universitätsphilosophie für das Leben, in: Die Zeit 21/2001
- Nida-Rümelin, Julian (2018), Unaufgeregter Realismus. Eine philosophische Streitschrift, Leiden/NL u.a. (mentis), 141 Seiten,
- Wallace, David Foster (2012), Das hier ist Wasser, Köln (Kiepenheuer & Witsch)

Erschienen in Zeitschrift für systemische Beratung und Therapie 4/2019, S. 164-171

4. Thesaurus Rex

René Gisler, Eva Braun, Petra Meyer, Armin Müller (Hrsg.) (2019), Thesaurus Rex, Luzern (Verlag Der gesunde Menschenversand), 1062 Seiten, € 89,-,

Ein Thesaurus ist ein einsprachiges Wörterbuch – ein Lexikon, in dem die Wörter einer (Fach-) Sprache mit und in eben dieser Sprache in alphabetischer Reihenfolge erklärt werden. Meist beschränken sie sich nicht nur auf die Erläuterung, sondern verweisen selbst wieder auf weitere Erläuterungen: auch Begriffe, die bestimmte Ausdrücke erläutern, werden selbst wieder an anderer Stelle erklärt. So können wir miterleben und nachvollziehen, wie sich Begriffe und Ausdrücke aufeinander beziehen und dadurch miteinander vernetzt sind, dass sie voneinander abhängig sind und Sprache im Grunde eine freischwebende Konstruktion ist, die sich selbst trägt bzw. allein dadurch, dass sie von jemandem gesprochen oder geschrieben wird, am Leben gehalten wird. Sie ist in sich mehr oder weniger logisch geschlossen – und erschafft genau dadurch für ihre SprecherInnen das, was sie für „die Wirklichkeit“ halten. Ein solches Wörterbuch zu lesen, darin zu blättern, sich durch die Stichwörter hindurchzufinden und von den Verweisen weiterleiten zu lassen, kann ein Vergnügen sein: Zusammenhänge neu zu entdecken, unbekannte Begriffe aufzufinden oder neues Verständnis für scheinbar Altbekanntes aufzuspüren, sich treiben und immer wieder überraschen zu lassen.

„Thesaurus Rex“, kommt nicht nur im Titel, sondern auch von Umfang (ca. 24 x 34 x 6 cm³) und Gewicht (rund 3,5 kg) mit einem nicht unerheblichen Anspruch als „König der Wörterbücher“ daher. Das ist eindeutig übertrieben, aber entspricht zugleich auch dem ironischen Charakter des gesamten Apparates: Es handelt sich um eine Sammlung von rund 16.000 neuerfundenen Wörtern, die von zahlreichen AutorInnen zu einer gewaltigen Wortspielesammlung zusammengetragen wurden, z.B.: *anträge (jmd. der nie lange fragt, sondern direkt zur Sache kommt)*, *diagnoszitieren (Krankheitsgeschichte Anderer vorerzählen)*, *Halbpinist (Hügelbesteiger)*, *Hastliebe (Phänomen der modernen schnellebigen Zeit, selbst die Zeiträume → zwischenmenschlicher Beziehungen bleiben auf ein → Minimum beschränkt)*, *klauwarm*, *Konsenf*, *Kopfweltjäger*, *Laberbestand (Vorrat an Gesprächsthemen für sinnfreien Smalltalk)*, *Lachselzucken*, *kommatös (ohne Punkt und Komma)*, *Nettzwerg*, *Neuphemismus*, *Raufenthalt (Entwöhnungskur für Gewaltsüchtdicke)*, *unverschmählt*, *Zuvielcourage (Beberzinfarkt – auch Übelmut, → Mutanfall)*. Zu jedem Begriff gibt es mehr oder weniger nachvollziehbare Erläuterungen (das gelegentliche kurzfristige Stutzen und Überlegen, wie das genau zu verstehen ist, gehören beim Lesen dazu), die nicht selten durch Begriffe erfolgt, auf deren Erklärung an anderer Stelle wiederum weiterverwiesen wird. Schließlich gibt es Ergänzungskommentare durch weitere WortschöpferInnen, die ihre eigenen Assoziationen und Kreationen beitragen.

Das klingt nicht nur nach großem Unsinn – das ist es zunächst auch. Allerdings ist Unsinn zum einen ja manchmal ganz vergnüglich. Wie es ja auch Spaß machen kann, andere bei ihrem Unsinnen zu beobachten. Zudem aber beginnt man nach einer Weile des Lesens, das Potenzial von Sprache für sich neu zu entdecken. Man fängt an, selbst mit Worten und Sprache zu spielen und die eine oder andere Wortschöpfung auszuprobieren. Die bekannten Freudschen Versprecher werden als Ergebnis des Unbewussten gedeutet – hier ist es genau andersherum: Man kreiert ganz bewusst neu, durch Rechtschreibung oder Zusammensetzung neugestaltete, missverständliche, mehrdeutige, im ersten Moment vielleicht nicht einmal unmittelbar zu verstehende Wörter und Ausdrücke, mit denen man etwas beschreiben kann, für das man bisher noch keinen Begriff hatte – und mit denen man sich und andere überraschen, erstaunen oder zum Lächeln bringen kann. Neben dem Vergnügen der Wortspielerei kann man so aber eben auch erleben, wie man mit neuen Begriffen neue Wirklichkeiten erschaffen kann: für was man erstmal einen Namen hat, das lässt sich dann auch – sei es Ding, Eigenschaft oder Tätigkeit – in der Wirklichkeit tatsächlich finden. Durch das Lesen in diesem Wälzer wird man angeregt, selbst

mit den Worten – und der Wirklichkeit – zu spielen. Die AutorInnen machen es einem vor, ganz offensichtlich haben sie selbst großen Spaß bei ihrem Spielen.

Das Werk ist eine Gemeinschaftsleistung von vielen BeiträgerInnen – und ist über Jahre hinweg auf der Webseite enzyglobe.net entstanden, wird dort immer noch weitergeführt. Wieso man dann das nicht alles im Internet belässt und darauf verzichtet, ein so schwergewichtiges Buch daraus zu machen? Man könnte meinen, ein solcher Thesaurus sei wie ein Dinosaurier, der allmählich seinen Sinn und damit seine Daseinsberechtigung verloren hat. Andererseits: Wer dieses zwar nicht unbedingt handliche, aber handwerklich sehr gelungene Buch vor sich auf dem Tisch liegen hat, sich darein vertiefen und darin genussvoll blättern kann, wird dies dem Klicken und Scrollen im Internet immer vorziehen. Zumindest, wenn er oder sie, wie ich, ein bisschen altmodisch ist.

Erschienen in KONTEXT 4/2019, S. 427-429

5. Korczak, Wie man ein Kind lieben soll

Janusz Korczak (2018), Wie man ein Kind lieben soll. Herausgegeben und mit einer aktuellen Einführung versehen von Sabine Andresen, 17., überarbeitete Neuauflage, Göttingen (Vandenhoeck & Ruprecht) – 286 Seiten, als Buch 20,00 Euro, als E-Book 15,99 Euro, als CD 19,00 Euro, als Buch+CD-Paket 32,00 Euro

Janusz Korczak ist vielleicht auch heute noch bekannt als der Leiter und Erzieher eines Waisenhauses im Warschauer Ghetto, der 1944 gemeinsam mit den ihm anvertrauten Kindern zur Ermordung im Zug ins Vernichtungslager Treblinka fahren sollte. Im letzten Moment erhielt er vom deutschen Platzkommandant, der ihn erkannte – Korczak hatte eine Reihe von erfolgreichen Kinderbüchern geschrieben, eines davon war auch ins Deutsche übersetzt worden waren – das Angebot, vom Abtransport ausgenommen zu werden und die ihm Anvertrauten alleine in den Tod gehen zu lassen, schlug er empört aus („Nicht jeder ist ein Schuft!“) und die Waggontür hinter sich zu.

Bereits in den zwanziger Jahren hatte er die hier vorgelegte Sammlung von vier pädagogischen Texten veröffentlicht. Geboren ca. 1878 in Warschau, war Korczak zunächst Arzt und wurde dann Erzieher. In „Das Kind in der Familie“, „Das Internat“, „Sommerkolonien“ und „Das Waisenhaus“ berichtet er, wie er mit den ihm anvertrauten Kindern in vier unterschiedlichen umgegangen ist, mit ihnen gearbeitet und gelebt hat.

Korczak geht von der für ihn unbezweifelbaren Grundannahme aus, dass Kinder vollwertige Menschen sind, denen im Vergleich zu Erwachsenen nichts fehlt außer vielleicht deren Lebenserfahrung. Das ist eine durchaus moderne Haltung, was wir daran merken, dass wir dem (mehr oder weniger) zustimmen können: „Das Kind wird nicht erst ein Mensch, es ist bereits einer.“ Das Besondere ist, dass er es nicht bei dieser allgemeinen Feststellung belässt, sondern in seinen Texten an vielen Beispielen, lebendig und unterhaltsam, demonstriert, wie diese Grundannahme sein Handeln als Erwachsener im Umgang mit Kindern bestimmt: Was es ganz praktisch bedeutet, Kinder „ernst zu nehmen“, sie als gleichberechtigt zu sehen, sie „auf Augenhöhe“ zu betrachten und ihnen immer wieder „gute Gründe“ für ihr Handeln zu unterstellen. Oder z.B. zuzulassen, dass sie sich auch unerwünscht verhalten: „Das Kind soll ruhig Unrecht tun. Geben wir uns doch keine Mühe, jeder Untat zuvorzukommen, bei jedem Schwanken sofort den rechten Weg zu weisen, auf jeder abschüssigen Bahn zur Hilfe zu eilen. Denken wir daran, dass wir in Augenblicken harten Ringens vielleicht nicht da sein können“ (S. 158).

Korczak schildert zahlreiche Situationen, in denen er sich – von seinen Kindern auf der einen Seite, von seinen Ansprüchen an sich selbst und sein Handeln andererseits – herausgefordert fühlt. Und er zeigt, wie er als Erzieher mit sich ringt, wie er an sich und seinem Handeln immer wieder auch zweifelt, im Rückblick manchmal mit sich und seiner Unvollkommenheit unzufrieden ist. Für ihn ist dabei selbstverständlich, dass all diese Selbstzweifel, das Ringen und auch die Unvollkommenheit zu einem guten Erzieher und einer guten Erzieherin dazu gehören. Insofern kann er auch keine „Vorschriften und Rezepte“ geben: „Ich weiß nicht und kann nicht wissen, wie mir unbekannte Eltern unter unbekanntem Bedingungen ein mir unbekanntes Kind erziehen können. Ich sage ausdrücklich nicht ‚erziehen wollen‘ und nicht ‚erziehen sollten‘“ (S. 1).

Das Entscheidende und für mich Inspirierende an diesem Werk ist, dass Korczak zeigt, wie Haltung und Handlung zusammengehören. In Sozialarbeit, Beratung und Therapie spielt „Haltung“ in den letzten Jahren eine immer größere Rolle. Theorien und Methoden gelten nicht mehr allein als ausschlaggebend für erfolgreiches Wirken, die Haltung wird mittlerweile als fast ebenso entscheidend gesehen. Gemeint ist die Grundeinstellung, mit der man die theoretischen und praktischen Werkzeuge einsetzt und mit der man den Menschen, mit denen man arbeitet, begegnet. Bei Korczak handelt konsequenterweise die Pädagogik dann auch weniger von den Kindern als vielmehr vom Denken und Handeln der Erwachsenen im Umgang mit Kindern. Und da Korczak Kinder als vollwertige Partner im Leben betrachtet, können wir seine Schriften durchaus auch als Anleitung für den Umgang mit allen Menschen, also auch mit Erwachsenen lesen – zum Beispiel auch für unseren Umgang mit unseren KlientInnen.

Die gut und flüssig geschriebenen Texte sind zudem als CD erhältlich, ansprechend gelesen von Peter Bieringer. So kann man sie auch auf längeren Autofahrten oder beim Joggen anhören. Ob gelesen oder gehört (oder gehört und dann manchmal nachgelesen) – ich fühlte mich dazu angeregt, Korczaks Ideen auf meine eigene berufliche Praxis und meine Begegnungen mit anderen Menschen zu übertragen. Erstaunlich fand ich dabei immer wieder, wie aktuell diese Texte und die in ihnen enthaltenen Gedanken sind, obwohl sie schon vor einhundert Jahren geschrieben wurden. (Vielleicht sind aber auch unsere heutigen Konzepte nicht immer so neu und modern, wie wir denken.)

Und da vieles so gut mit unseren aktuellen Auffassungen zusammenzupassen scheint, könnte man meinen, es klingt doch alles ein wenig zu idealistisch und schöngefärbt. Aber spätestens, wenn wir uns dann erinnern, dass Janusz Korczak bis in den Tod aus Verantwortung und Liebe bei seinen Kindern geblieben ist, wissen wir, dass er das, was er da – schon viel früher – geschrieben und postuliert hatte, auch selbst wirklich gelebt hat.

Erschienen in KONTEXT 2/2019, S. 210f

6. Rendgren, Information Graphics

Sandra Rendgren (2018), Information Graphics; Deutsch-Englisch-Französisch. Mit Essays von Paolo Ciuccarelli, Richard S. Wur, Simon Rogers, Köln (Taschen). 480 Seiten, mit zahlreichen Farbbabb., gebunden, 50 Euro (D, A)

Wer dieses Werk zur Hand nimmt, wird es gleich wieder auf einem Tisch ablegen müssen, um es aufzuschlagen zu können: Es ist ein – in Format (38 x 26 x 5 cm³) und Gewicht (knapp 4 kg) – buchstäblich riesiges Bilderbuch, in dem sich diesmal nicht Kinder, sondern neugierige Erwachsene verlieren können: beim Blättern, Suchen, Entdecken und Staunen in zahlreichen großformatigen Infografiken zu den unterschiedlichsten Themen. Infografiken bereiten Daten

„anschaulich“, d.h. zum Anschauen, auf – sie verbinden Bilder und Text zu etwas Neuem, das es den LeserInnen erleichtern soll, sich einen besseren Überblick zu verschaffen – etwa über die globalen Trends der Nahrungsmittelversorgung, das U-Bahn-System einer Stadt, den weltweiten täglichen Wasserverbrauch, die Entwicklung der Ausgabe von Lebensmittelmarken in den USA, den Prozess der Jagd auf Wale und deren Verarbeitung unmittelbar danach an Bord.

An Infografiken als Erläuterung und Ergänzung sind wir längst gewöhnt, in Zeitungen und Nachrichtensendungen, in Reiseführern und Fachzeitschriften. Ihr Vorteil gegenüber fortlaufendem Text ist, dass sie uns komplexe Zusammenhänge schneller und eindrücklicher erfassen lassen – und dass sie uns Betrachterinnen erlauben, selbst zu entscheiden, was für uns momentan wichtig ist. Wir gehen selbst auf Entdeckungsreise, suchen uns die uns wesentlichen Informationen, stellen sie zusammen und entwickeln unser eigenes Verständnis. SystemikerInnen arbeiten mit solchen Infografiken bereits und erarbeiten sie, wenn sie etwa Genogramme oder VIP-Karten zeichnen. Auch hier geht es darum, schnelle (und andere) Einblicke zu bekommen, als sie über Beschreibungen von reinen Texten möglich sind. Die in dem Band gezeigten, zum Teil spektakulären Beispiele stammen überwiegend aus den letzten 10 Jahren – allerdings auch aus der Steinzeit, dem alten Ägypten oder dem Mittelalter. In letzter Zeit wurde immer wieder an verschiedenen Stellen Fritz Kahns „Der Mensch als Industriepalast“ aus den 1920er-Jahren als Musterbeispiel für eine Infografik erinnert. Und nicht alle sind ganz ernst gemeint, das „Diagramm eines gequälten Schlafs“, die Darstellung des Lebens von Frank Zappa, die Zeitleiste eines Vormittags nach durchfeierter Nacht oder das „Periodensystem der Metaphern“, in dem ein Illustrator aus seinem Berufsalltag berichtet, sind hierfür Beispiele.

Vor rund 15 Jahren habe ich an dieser Stelle das vergleichsweise schmale Bändchen „Die wirrsten Grafiken der Welt“ von Gerhard Henschel besprochen. Er hat mir nicht zuletzt durch seine Kommentare die Augen geöffnet für die Absurdität und Albernheit vieler Diagramme und Skizzen, die heutzutage (auch von mir) in Vorträgen und Veröffentlichungen gezeigt werden: Dass sie häufig gar nichts erklären oder doch zumindest wenig bis keine Unterstützung zum Verständnis des Textes bieten. Seitdem habe ich viele PowerPoint-Präsentationen mit anderen Augen (und häufig mit Heiterkeit) gesehen.

Auch dieser Band schärft mir wieder den Blick – allerdings für den Sinn und Nutzen gut erstellter Infografiken, die eben genau nicht „wirr“ sind, sondern deren Aufbau und Struktur trotz einer Unmenge an Informationen für uns als LeserInnen mit ein wenig Übung erkennbar werden. Indem wir uns durch die vielen hundert, meist ganzseitigen Grafiken aus den unterschiedlichsten Themenbereichen blättern, lernen wir sie zu „lesen“, d.h. uns diese häufig zunächst unübersichtlichen und komplizierten Sachverhalte zu erarbeiten und zu verstehen. Gleichen sie vielleicht im ersten Moment noch Wimmelbildern, wie wir sie aus Kinderbüchern kennen, erschließen wir sie uns dann allmählich. Auch in den relativ vielen Schaubildern, die in anderen Sprachen (häufig Englisch) verfasst sind, können wir uns dank kurzer Erläuterungen auf Deutsch schnell einsehen und eindenken. Die Einführung von Sandra Rendgren und die drei ausführlichen Essays zum Thema Infografiken geben uns einen Einblick in die Gestaltung und Entwicklung solcher Bildtafeln und lassen uns Grundprinzipien ihres Aufbaus verstehen.

Wer sich auf das Vergnügen einlässt, durch diese Bilderwelt zu blättern und sich von den Schautafeln (von denen nicht wenige kleine Kunstwerke sind) fesseln zu lassen, wird anschließend nicht nur an den verschiedensten Stellen Infografiken bewusster registrieren, sondern sie auch anders überblicken. Denn hier wird immer wieder – für SystemikerInnen und KonstruktivistInnen vielleicht eine Banalität, andererseits aber auch von uns auch immer wieder schnell vergessen – deutlich, dass die Wiedergabe von Tatsachen und Fakten unvermeidlich subjektiv erfolgt und eine aktive, gestalterische Leistung der jeweiligen Grafikerin ist.

Dies Buch ist unbedingt allen zu empfehlen, die sich für die Verbindung von Text und Bild bzw. Bild und Text interessieren. Eine vergnügliche, nicht allzu schwere Lektüre.

in: KONTEXT 1/2019, S. 90f

7. Sagebiel & Pankofer, Machttheorien

Juliane Sagebiel & Sabine Pankofer (2015), Soziale Arbeit und Machttheorien. Reflexionen und Handlungsansätze, Freiburg (Lambertus)

„Macht doch, was ihr wollt!“ ist das abschließende sechste Kapitel dieses Buches treffend überschrieben – und das ist nicht resignierend, sondern ganz im Gegenteil überaus ermutigend gemeint, denn es kommt auf die Betonung an. Juliane Sagebiel und Sabine Pankofer möchten das Machtbewusstsein von SozialarbeiterInnen fördern. Sie wollen dazu beitragen, „ein konstruktives Bewusstsein für das Thema Macht zu entwickeln und zu vertiefen“ (S. 23). Und vor allem: „ganz einfach Lust auf Macht zu machen!“ (ebd.). Dies gelingt ihnen auf eine anregende Weise, selbst wenn dies der Buchtitel selbst noch nicht unbedingt zu versprechen scheint.

Macht gilt (jedenfalls unter SozialarbeiterInnen) nicht unbedingt als etwas, wonach man streben sollte, und die Begeisterung für Theorien ist zumindest in der Praxis eher nicht so groß. Dem setzen die Autorinnen entgegen, dass es wichtig sei, sich der Bedeutung von Macht und vor allem der Bedeutung der eigenen Macht bewusst zu sein. Dazu stellen sie zunächst eine Reihe unterschiedlicher Machttheorien verschiedener SoziologInnen und PhilosophInnen vor, darunter Max Weber, Karl Marx, Hannah Arendt, Michel Foucault, Pierre Bourdieu und Judith Butler. Sie präsentieren deren Verständnis von Macht, reflektieren die daraus ableitbaren Handlungsansätze für die Soziale Arbeit und würdigen diese Ansätze kritisch, indem sie auch Gegenmeinungen reflektieren.

In einem zweiten Kapitel gehen Sagebiel und Pankofer in ähnlicher Weise, aber eben etwas spezifischer auf die Auseinandersetzung von SozialarbeiterInnen und SozialpädagogInnen mit dem Thema Macht ein. Sie diskutieren Ideen und Konzepte von Silvia Staub-Bernasconi, Björn Kraus und Saul Alinsky, den Empowerment-Ansatz sowie kritisch-materialistische Konzepte. Und sie zeigen, dass es innerhalb der Sozialen Arbeit als Profession und Disziplin durchaus ein konstruktives Verständnis von Macht geben kann. Der Abschnitt schließt mit einer mehrseitigen, vielleicht etwas unübersichtlichen Tabelle über alle bis dahin dargestellten Theorien.

Die Sensibilisierung für das Thema Macht anhand von Theorien soll nach der Vorstellung der Autorinnen praktische Folgen haben: die folgenden beiden (kürzeren) Kapitel widmen sich der „Machtanalyse“. Sie entwickeln drei Systematiken für die Analyse von Machtverhältnissen und wenden diese auf konkrete Beispiele aus der Praxis an: auf die Arbeit von Fachkräften mit einem Drogenkonsumenten, die Konstellation eines Teams, die Entwicklung eines Vereins und die innereuropäische Arbeitnehmerfreizügigkeit.

Im fünften Kapitel „Möge die Macht mit dir sein!“ schließlich wird in aller Kürze die Geschichte der Sozialen Arbeit mit dem Blick auf Macht und Ohnmacht dargestellt und gezeigt, wie sie sich gegen verschiedene Widerstände zur Profession und Disziplin entwickeln konnte.

Dies ist ein überaus wichtiges, anregendes, gut geschriebenes Buch, dem ich viele LeserInnen wünsche, die sich durch die Lektüre für das Thema Macht sensibilisieren lassen wollen. Denn „kurz gesagt: Ein Mensch alleine kann vielleicht irgendwie Macht haben, aber wenn es keiner merkt, entfaltet sie sich nicht“ (S. 187), besonders dann nicht, wenn er/sie es selbst nicht merkt. Wichtig für uns ist vor allem, dass wir erkennen, wo und wie wir über Macht verfügen – solange

wir das nicht wahrnehmen, können wir sie auch nicht einsetzen und für unsere Zwecke nutzen. Insofern hätte ich mir vielleicht gewünscht, dass die Vision einer machtbewussten SozialarbeiterIn noch ein bisschen mehr ausgemalt worden wäre: Wie sähe das aus, wenn sie sich ihrer Macht bewusst ist, welche Veränderung ergäbe das in ihrer Haltung – und welches Verhalten entstünde daraus? Aber das kann ja durchaus eine Aufgabe für die LeserInnen sein, diese Vision während und nach der Lektüre zu entwickeln. „Macht doch, *was ihr wollt!*“ – Wenn man dieser Aufforderung zum Selbsthandeln folgt, wäre das doch schon mal ein machtvoller Anfang.

in: *Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung* 2/2016, S. 90

8. Chast, Meine Eltern und ich

Roz Chast (2015), Können wir nicht über was Anderes reden? Meine Eltern und ich, Reinbek (Rowohlt), 239 Seiten

„Seit wann gehört zu den fünf Sterbephasen, dass man ein Thunfisch-Sandwich isst?!?!?“ (S. 184). Eigentlich hatte die Tochter sich darauf eingestellt, dass ihre Mutter bereits im Sterben liegt. Dann trifft sie sie bei ihrem Besuch im Pflegeheim guter Dinge gemeinsam mit ihrer Pflegerin an – und ist fast schockiert, wie gut es ihr wieder geht. Die Autorin erzählt in diesem Buch, wie ihre Eltern alt werden und pflegebedürftig. Zu Beginn leben sie noch in ihrer eigenen Wohnung, in der sich jedoch bereits Schmutz anzusammeln beginnt, wie die Tochter bei einem Besuch erschrocken feststellt. In der Folge werden die Eltern *ihrer Ansicht nach* zunehmend unselbständiger – ohne dass diese selbst das ebenso sehen würden. Für alle Beteiligten ist es schwierig darüber zu sprechen. Die Mutter muss für einige Zeit ins Krankenhaus, der Vater wird dement, ein Pflegeheim muss gefunden werden. Nachdem der Vater stirbt, bleibt die Mutter alleine zurück, hat nur noch die Tochter und eine Pflegerin, stirbt schließlich auch.

Kein lustiges Thema, zumal es aus der Perspektive der Tochter und Autorin erzählt wird, die ganz schön damit zu kämpfen hat, dass ihre Eltern ihrer Meinung nach immer mehr Unterstützung benötigen, für die sie sich selbst in der Verantwortung sieht. Gleichzeitig oder gerade dadurch sieht sich mit einer Vielzahl einander widerstrebender Gefühle konfrontiert, die alle durcheinander auftreten, sich mitunter miteinander vermischen und auch dadurch verwirren: Liebe und Zuneigung, Genervt-Sein und Wut, Scham und Ekel, Schuld und Verzweiflung, Sehnsucht und Hass, Dankbarkeit und Ablehnung. Und nicht nur diese Gefühle machen ihr zu schaffen, den das Kümmern um die Eltern verbraucht neben Aufmerksamkeit und Verantwortung viel Zeit (ganz nebenbei hat die Autorin außer Mutter und Vater noch einen Beruf als Zeichnerin und eine eigene Familie, wenn auch beides kaum erwähnt wird) und Geld. Alles nicht lustig.

Und dennoch gelingt es Roz Chast, dies auf liebevolle und humorvolle Weise zu präsentieren. Da sie Zeichnerin ist (die seit vielen Jahren u.a. für *The New Yorker* arbeitet), beschreibt sie all dies in Form eines Comics. Gezeichnete Geschichten gefallen nicht jeder und jedem, aber Chast gelingt es, ihr fast heikles Thema auf eine ernsthafte und doch zugleich humorvolle, selbstironische Weise zu verarbeiten. Vielleicht eröffnet ja gerade die Form des Comics der Autorin die Möglichkeit, ihre wilde Gefühlslage in der Mischung von Text und Bildern und eben ohne allzu viele Worte darzustellen. Im Mittelpunkt stehen nicht die Eltern, sondern die Tochter und Autorin mit all ihren ambivalenten Gefühlen und inkonsequenten Verhaltensweisen, ihrem schlechtem Gewissen, ihrer Verzweiflung, ihrer Sorge, ihren durchaus zwiespältigen Erinnerungen an früher, ihrem Wunsch, für die Eltern dazu sein und dem zu entfliehen, ihrem Gefühl der Unzulänglichkeit, die ihr gestellten Anforderungen erfüllen zu können.

Dieses Buch empfehle ich all denjenigen, die sich vielleicht selbst auch nicht so leicht tun mit der Sorge um und Fürsorge für die eigenen Eltern, sie werden sich wiedererkennen und sich selbst auch ein bisschen besser verstehen; ich empfehle es denjenigen, die jemanden kennen, der für seine Eltern Verantwortung übernimmt/übernehmen muss; und ich empfehle es all jenen, die selbst schon etwas älter sind und sich möglicherweise darauf vorbereiten wollen, dass sie selbst *noch älter* werden und darauf hoffen, dass ihre Kinder sich mal um sie kümmern werden. In allen diesen Fällen wird das Buch wahrscheinlich dabei helfen, Verständnis zu entwickeln und auch die humorvollen Seiten der Situation erkennen zu können.

in: Zeitschrift für systemische Therapie und Beratung 1/2016, S. 43

9. Macsenaere et al., Handbuch der Hilfen zur Erziehung

Michael Macsenaere, Klaus Esser, Eckhart Knab und Stephan Hiller (Hg.) (2014), Handbuch der Hilfen zur Erziehung, Freiburg (Lambertus), 626 Seiten, kartoniert, € 49,90 (eBook inklusive)

Was Sie schon immer über die „Hilfen zur Erziehung“ wissen wollten – und von dem Sie nie wussten, wie Sie es in Erfahrung bringen können: In diesem Handbuch mit rund einhundert Einzelartikeln erfahren Sie zwar nicht alles (an solche Fiktionen glauben wir doch schon lange nicht mehr), aber sehr, sehr viel über die Hilfen zur Erziehung und über alles, was damit zusammenhängt.

Unter „Hilfen zur Erziehung“ versteht man die im SGB VIII Kinder- und Jugendhilfe in Form von individuellen pädagogischen und therapeutischen aufgeführten Leistungen: von der Erziehungsberatung (§ 28) über die Soziale Gruppenarbeit (§29), die Erziehungsbeistandschaft (§ 30), die Sozialpädagogische Familienhilfe (§ 31), die Erziehung in der Tagesgruppe (§ 32), die Vollzeitpflege (§ 33) und die Heimerziehung (§ 34) bis zur Intensiven Sozialpädagogischen Einzelbetreuung (§ 35). Zum einen ist es also eigentlich nur ein relativ abgegrenzter Bereich innerhalb des SGB VIII, zum anderen aber von großer Bedeutung innerhalb der Sozialarbeit: im Jahr werden in Deutschland rund eine halbe Million Hilfen zur Erziehung neu begonnen, davon rund 300.000 als Erziehungsberatung, die übrigen 200.000 in Form von pädagogisch und finanziell aufwändigeren Leistungen.

Der Band gliedert sich in acht Teile. Er widmet sich zunächst – nach einer geschichtlichen Rückschau, einem Blick auf die Statistik und einer Annäherung aus juristischer Perspektive – den unterschiedlichen Gewährungsgrundlagen, Leistungsangeboten und Hilfeformen. Die dargestellten Leistungen in ihren unterschiedlichen Ausgestaltungen können dabei nicht nur als Hilfen zur Erziehung nach §§ 27ff, sondern auch als Eingliederungshilfe für seelisch behinderte Kinder und Jugendliche (§ 35a), als Hilfe für junge Volljährige (§ 41) oder bei Inobhutnahme (§ 42) in Anspruch genommen werden. Eltern können sie auf eigenen Wunsch erhalten – oder diese Hilfen können ihnen mit mehr oder weniger „sanftem Druck“ auferlegt werden, so dass sie von den Eltern oder Familien durchaus als unfreiwillig erlebt werden.

Der dritte Teil des Buches behandelt die Akteure: öffentliche und freie Träger, Wohlfahrtsverbände, private Träger, Dach- und Fachverbände werden in jeweils eigenen Artikeln mehr oder weniger ausführlich vorgestellt, wobei das Jugendamt als ein Hauptakteur gleich in mehreren Beiträgen präsentiert wird. Ein weiterer Teil befasst sich mit den politischen Ebenen – vom Bund über das Land bis zur Kommune, wobei der Jugendhilfeausschuss und seine Bedeutung für die Hilfen zur Erziehung in einem eigenen Artikel hervorgehoben wird.

Die (sozial-)pädagogischen Ansätze werden im fünften Teil beschrieben: von der Sozialraumorientierung über die Traumapädagogik, Bindungstheorien und systemischen Ansätzen bis hin zur Darstellung verschiedener ressourcenorientierten Ansätze findet sich ein breites Spektrum, das schnell erkennbar werden lässt, welche Vielfalt an Konzepten in der gegenwärtigen Sozialpädagogik zu finden ist. Auch die Stichworte Inklusion, Partizipation und Prävention werden nicht vergessen, sondern kurz mit aufgegriffen.

Dass die Hilfen zur Erziehung nicht für sich alleine stehen, zeigt „Teil 6: Interdisziplinäre Kooperationen“: eine ganze Reihe von Schnittstellen und Überschneidungen mit anderen pädagogischen und therapeutischen Bereichen werden deutlich. Von der Schule bis zur Kinderpsychotherapie, von der Frühförderung bis zur Religionspädagogik, von der Jugendberufshilfe bis zu Jugendhilfe und Justiz gibt es eine Vielfalt an möglichen Kooperationspartnern, was von den beteiligten Fachkräften zusätzliche Anforderungen stellt.

Und schließlich richten die Teile 7 und 8 zu „Organisation und Struktur der erzieherischen Hilfen“ (u.a. zu Finanzierung und Qualitätsentwicklungsvereinbarungen) und „Lehre und Forschung“ den Blick auf zwei weitere wichtige Themenfelder, die mit den Hilfen zur Erziehung vernetzt sind.

All das hier einfach aufzulisten, ist eigentlich unzureichend, soll aber zeigen, aus wie vielen unterschiedlichen Perspektiven die Hilfen zur Erziehung von den HerausgeberInnen zusammen mit über 100 AutorInnen in den Blick nehmen. Es ist kein Buch, das man von vorne nach hinten durchlesen wird. Zu allererst mag es ein Nachschlagewerk sein, d.h. man nimmt es zu Hand, wenn man etwas Bestimmtes wissen will. Und dann wird man vielleicht ein wenig darin blättern, sich irgendwo festlesen – und entdeckt plötzlich weitere interessante Aspekte zum Thema, auf die man bisher noch gar nicht gekommen ist, wird neugierig, blättert weiter, verliert sich...

Natürlich fehlt auch manches, was man hier gerne finden würde, jede wird ihre eigenen Zusatzwünsche haben. Aber darauf kommt es nicht an. Dieser Band weckt die Neugier auf die Hilfen zur Erziehung über ein rein juristisches, pädagogisches oder organisatorisches Interesse hinaus, er zeigt gerade durch die vielen kurzen Einzelartikel Zusammenhänge auf und lässt verstehen, wie bedeutsam und komplex dieser wichtige Bereich der Sozialen Arbeit ist – und welche besonderen Herausforderungen er an die dort tätigen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter stellt.

Ein Stichwortverzeichnis am Ende des Bandes wäre sicherlich hilfreich, vielleicht lässt es sich in einer zukünftigen Auflage verwirklichen. Denn ich wünsche diesem Buch eine große Verbreitung, es eignet sich als Grundlagenwerk nicht nur für die im Bereich der Hilfen zur Erziehung tätigen SozialarbeiterInnen, sondern es richtet sich auch und vor allem an die Nachbarprofessionen und an alle, die engeren oder weiteren mit Hilfen zur Erziehung zu tun haben: an LehrerInnen, ErzieherInnen, KinderpsychiaterInnen, PsychologInnen, RechtsanwältInnen und RichterInnen. Und natürlich nicht zuletzt an Studierende der Sozialen Arbeit, die einen ersten, profunden Einblick in einen zentralen Komplex der Kinder- und Jugendhilfe erhalten wollen.

Eingereicht in ZSTB (nicht erschienen)

„Hilfen zur Erziehung“ – das sind die pädagogischen und therapeutischen Leistungen, die im SGB VIII Kinder- und Jugendhilfe von der Erziehungsberatung über Soziale Gruppenarbeit, Sozialpädagogische Familienhilfe bis zu Erziehung in der Tagesgruppe und Vollzeitpflege angeboten werden: Ein einerseits relativ abgegrenzter Bereich innerhalb des SGB VIII und doch

von großer Bedeutung innerhalb der Sozialarbeit: im Jahr wird in Deutschland rund eine halbe Million Hilfen zur Erziehung neu begonnen.

Nach einer geschichtlichen Rückschau und einem Blick auf die Statistik geht es um die unterschiedlichen Gewährungsgrundlagen, Leistungsangebote und Hilfeformen. Es folgen die Akteure: öffentliche und freie Träger, Wohlfahrtsverbände, Träger, Dach- und Fachverbände, bevor die verschiedenen politischen Ebenen – vom Bund über das Land bis zur Kommune – behandelt werden.

Als wichtige (sozial-)pädagogische Ansätze werden u.a. Sozialraumorientierung, Traumapädagogik, Bindungstheorien, systemische Ansätze, Inklusion, Partizipation und Prävention behandelt, wodurch schnell erkennbar wird, welche Vielfalt an Konzepten in der gegenwärtigen Sozialpädagogik zu finden und für die Hilfen zur Erziehung von Bedeutung ist.

Dass die Hilfen zur Erziehung nicht für sich alleine stehen, zeigt das Kapitel „Interdisziplinäre Kooperationen“: Schnittstellen und Überschneidungen mit anderen pädagogischen und therapeutischen Bereichen, von der Schule bis zur Kinderpsychotherapie, von der Frühförderung bis zur Religionspädagogik und zur Justiz gibt es eine Vielfalt an möglichen Kooperationspartnern.

All das hier einfach aufzulisten, ist unzureichend, kann aber einen Eindruck davon geben, aus wie vielen unterschiedlichen Perspektiven die Hilfen zur Erziehung von den HerausgeberInnen zusammen mit über 100 AutorInnen und annähernd ebenso vielen Einzelartikeln in den Blick genommen werden. Es ist kein Buch, das man von vorne nach hinten durchlesen wird, sondern zunächst mal in die Hand nimmt, weil man etwas nachschlagen möchte – und sich dann u. U. einliest und zu weiteren Themenbereichen ebenfalls zu suchen beginnt.

Dieses Buch weckt die Neugier auf die Hilfen zur Erziehung über ein rein juristisches, pädagogisches oder organisatorisches Interesse hinaus, es zeigt gerade durch die vielen kurzen Einzelartikel Zusammenhänge auf und lässt verstehen, wie bedeutsam und komplex dieser wichtige Bereich der Sozialen Arbeit ist – und welche besonderen Herausforderungen er an die dort tätigen Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeiter stellt. Der Band richtet sich an alle im Bereich der Hilfen zur Erziehung Tätigen sowie z.B. auch an LehrerInnen, KinderpsychiaterInnen, PsychologInnen, RechtsanwältInnen und RichterInnen. Und natürlich an Studierende. Sehr empfehlenswert.

in: systema 3/2015, S. 348f

10. Straßburger & Rieger, Partizipation kompakt

Gaby Straßburger & Judith Rieger (Hrsg.), Partizipation kompakt. Für Studium, Lehre und Praxis sozialer Berufe, Weinheim 2014 (Beltz Juventa)

„Solidarität bedeutet nicht, Geld zu transferieren, sondern Solidarität heißt, politischen Einfluss zu teilen.“ Jürgen Habermas bezog sich auf Europa, aber dieser Satz lässt sich auf die Soziale Arbeit übertragen: Hilfe zur Selbsthilfe bedeutet, Menschen daran zu erinnern, dass sie die Macht haben, ihr Leben zu gestalten, und sie dabei zu unterstützen, diese Macht auch wahrzunehmen. Dies geht am besten, wenn bereits die SozialarbeiterInnen beginnen, von ihrer Macht abzugeben und ihre KlientInnen an den sie betreffenden Entscheidungen so früh wie möglich beteiligen. Dies ist ein großer Anspruch, der sich in der Praxis gar nicht so leicht umsetzen lässt, wenn ein übersichtliches Konzept und vor allem konkrete Vorstellungen für die Umsetzung dazu fehlen.

Genau dies bietet das Lehrbuch „Partizipation kompakt“, herausgegeben von Gaby Straßburger und Judith Rieger, beide Dozentinnen an der katholischen Hochschule Berlin. Unter Mitarbeit von zahlreichen weiteren KollegInnen aus Praxis und Wissenschaft legen sie eine hervorragende, theoretisch fundierte wie auch praxisorientierte Einführung in das Thema Beteiligung für die Soziale Arbeit vor.

Am Modell der „Partizipationspyramide“ zeigen sie, wie Beteiligungsprozesse geplant werden können – und wie man sich selbst überprüfen kann, ob und inwieweit die Umsetzung von Beteiligung tatsächlich gelingt. Von unten nach oben besteht diese Pyramide aus Sicht der psychosozialen Profis aus den Stufen „1) informieren, 2) Meinungen erfragen, 3) Lebensweltexpertise einholen, 4) Mitbestimmung zulassen, 5) Entscheidungskompetenz teilweise abgeben, 6) Entscheidungsmacht übertragen“. Was unten, am Fuß der Pyramide, vielleicht noch simpel klingt („natürlich informieren wir und erfragen wir Meinungen“), ist weiter oben schon schwieriger: Wo und wie gelingt es uns eigentlich, unsere Entscheidungskompetenz an unsere AdressatInnen (KlientInnen, KundInnen) teilweise abzugeben, und wo sind wir tatsächlich bereit, ihnen Entscheidungsmacht zu übertragen? Die Spitze der Pyramide bei Straßburger/Rieger ist das Ziel, bei dem dann die Profis nicht mehr (als Profis) beteiligt sind: die „zivilgesellschaftlichen Eigenaktivitäten“ der (nun definitiv nicht mehr als KlientInnen zu bezeichnenden) AdressatInnen.

Das klingt, zumal mit meinen Worten, reichlich theoretisch und abstrakt – aber den beiden HerausgeberInnen ist es gemeinsam mit ihrem AutorInnen-Team gelungen, das Konzept praxisnah zu demonstrieren – und vor allem zu zeigen, wie man dieses Modell immer wieder als Anregung und Maßstab für das eigene fachliche Handeln heranziehen kann. Sie bieten gelungene wie auch schwierige Beispiele aus der Jugendhilfe, der Behindertenarbeit, der Stadtteilarbeit und weiteren Bereich an, die ansprechend sind und inspirieren zu überlegen, wie auch in der eigenen Arbeit mehr Beteiligung möglich ist. Das Buch wird ergänzt durch zahlreiche Grafiken und Zeichnungen, die den Text auflockern und veranschaulichen.

Gewünscht hätte ich mir allerdings, dass von „Beteiligung“ statt von „Partizipation“ die Rede ist. Nicht, weil wir Fachleute nicht auch den lateinischen Begriff verstehen würden – sondern weil dieser Begriff für diejenigen, die „partizipieren“ sollen, häufig buchstäblich ein Fremdwort ist, das das Verständnis für sie zumindest erschwert, und sie damit in diesem Moment womöglich eher abschreckt. Wenn wir Fachleute nicht in der Lage sind, einfach zu sprechen (je „leichter“ die Sprache, desto wahrscheinlicher die Beteiligung), geraten wir in Gefahr, andere vom Gespräch zu exkludieren [!]. Und wenn wir zu sehr an bestimmte Fremdwörter gewohnt sind (Partizipation, Empowerment, Ombudsstelle), vergessen wir womöglich, uns im richtigen Moment umzustellen.

Dieses Buch ist allen in der Sozialen Arbeit im weiteren Sinne Arbeitenden unbedingt zu empfehlen: Studierenden, PraktikerInnen und Lehrenden. Menschen dabei zu unterstützen, ihre Meinung zu äußern und sich an den sie betreffenden Entscheidungen aktiv zu beteiligen, sogar darauf zu bestehen, dass sie mitbestimmen dürfen, ist eine große fachliche Herausforderung. Wie diese gelingen kann – und wie die besonderen Schwierigkeiten überwunden werden können, dies erläutert dieser Band auf gelungene Weise. Eine noch größere Herausforderung ist es dann allerdings, wenn Menschen plötzlich aufstehen, sich organisieren und für ihre Ziele und Werte einsetzen, die wir jedoch nicht teilen und mit denen wir nicht einverstanden sind (wie z.B. Pegida). Die Herausforderung besteht darin, wie wir darauf angemessen reagieren können – und die Idee der Beteiligung und der Eigeninitiative, vielleicht auch die Bereitschaft zur Übertragung der Entscheidungsmacht nicht doch wieder zurückzunehmen. Aber das ist eine andere Geschichte.

in: systhema 2/2015, S. 234f

11. Rhein, Moderne Heimerziehung

Volker Rhein (Hrsg.) (2013), Moderne Heimerziehung heute. Band 4. Systemische Interaktionstherapie und unterstützende Methoden in der Praxis, Herne (FRISCHTEXTE), 29,95 Euro

Bereits der Kontext, in dem dieses Buch bzw. die gesamte Reihe „Moderne Heimerziehung heute“ erscheint, ist bemerkenswert: In der Ev. Kinderheim Jugendhilfe Herne & Wanne-Eickel gGmbH wird seit über zehn Jahren die „Systemische Interaktionstherapie (SIT)“ in unterschiedlichen Projekten und Angeboten angewandt. Es handelt sich um ein „elternaktivierendes“ (genau genommen kann man wohl, auch aus der SIT-Perspektive, davon ausgehen, dass die Eltern *bereits aktiv sind* und nicht erst „aktiviert“ werden müssen) Konzept, das von Michael Biene (Berlin) für die Jugendhilfe entwickelt wurde. Die vom Geschäftsführer der Einrichtung, Volker Rhein, herausgegebene Reihe versammelt Beiträge der Mitarbeiter/-innen, in denen diese die praktische Umsetzung dieses Konzept in ihrem Arbeitsalltag darstellen.

Band 4 wird mit einem Beitrag eröffnet, in dem der Erziehungsleiter Thomas Paluszek gemeinsam mit den beiden externen Beratern Mathias Schwabe und Michael Biene eindrücklich zeigt, wie das SIT-Modell anhand von zwei ganz unterschiedlichen Familien sinnvoll angewendet werden kann. Bei der einen Familie hatte sich zuvor zwischen Profis und Eltern – anhand einer Typologie der Autoren – ein „Kampfmuster“ entwickelt, bei der anderen wurde ein „Abgabe-/Abnahmemuster“ festgestellt. Der Beitrag rekonstruiert im Detail und sehr gut nachvollziehbar, wie in beiden Fällen SIT den Profis ermöglicht, eine andere, „nützlichere“ und kooperativere Haltung einzunehmen. Insbesondere wird deutlich, dass es nicht die KlientInnen sind, die sich als erstes „ändern müssen“. Vielmehr geht man bei diesem Modell davon aus, dass die Profis die Verantwortung für Veränderung zunächst vor allem bei sich selbst sehen – und sie dadurch leichter wirklich werden lassen. Die multiperspektivische Darstellung, bei der neben den Berichten der Mitarbeiter und der externen Berater auch die Sichtweisen der Eltern und der JugendamtskollegInnen aufgegriffen und zudem um Kommentare aus SIT-Sicht ergänzt werden, bereichert das Fallverstehen der LeserInnen.

Alle Beiträge des Bandes sind von großer Offenheit, sie geben Einblicke in den Alltag der verschiedenen Arbeitsbereiche des Trägers, sind gerade dadurch anregend – und ermutigen hoffentlich zum Nachmachen: Volker Rhein zeigt, wie das SIT-Modell innerhalb der Einrichtung verstanden und erklärt wird. Sabrina Rabe-Lipp wendet das Modell in der Arbeit mit Familien, in denen Essstörungen vorkommen, an – und gibt ein ganz praktisches Beispiel. Auch Kristina Sollich demonstriert ihre Anwendung und ihre Reflektionen durch die gekonnte Kommentierung einer von ihr durchgeführten Beratung – und thematisiert gleichzeitig ihre eigenen, durch die Fortbildung in SIT bewirkten Veränderungen. Ohne konkrete Beispiele, aber dennoch praxisnah stellen Marianne Buch eine von ihr entwickelte Form der Elterngruppenarbeit und Olympia Kirchberg körperorientierte Arbeit mit essgestörten jungen Frauen in einer stationären Einrichtung dar.

Der Band schließt mit einer eher theoretischen, aber dennoch sehr anregenden Betrachtung von Mathias Schwabe, der Konflikte zwischen Jugendlichen und Erwachsenen (also zum Beispiel auch ErzieherInnen und SozialarbeiterInnen) als einen „Kampf um Anerkennung“ beschreibt – und daraus Handlungsoptionen ableitet, so dass es doch wieder praktisch wird.

Die MitarbeiterInnen dieser Einrichtung haben etwas zu erzählen – ihr Buch ist in seiner Praxisnähe und Anschaulichkeit so gelungen, dass es für andere Teams und Einrichtungen nicht nur anregend sein wird. Es kann zugleich auch ein gutes Beispiel und Vorbild dafür abgeben, wie ein Träger ein bewährtes Modell anwenden, reflektieren und gemeinsam nach außen weitergeben kann: denn möglicherweise haben noch viel mehr Einrichtungen etwas zu erzählen. Auf jeden

Fall macht dieser Band Lust auf mehr Informationen von der Basis – und vielleicht regt er weitere Teams an, von sich selbst etwas zu berichten.

in: *systema* 1/2015, S. 142-143

12. Levold & Wirsching, Das große Lehrbuch

Tom Levold & Michael Wirsching (Hrsg.), Systemische Therapie und Beratung – das große Lehrbuch, Heidelberg 2014 (Carl-Auer)

Natürlich können wir auch heute noch ein solches Buch sehr gut brauchen. Selbst in Zeiten der Postmoderne und des Internets ist es sowohl ein sinnliches Vergnügen als auch eine fachliche Bereicherung und Stimulation, in dieses „große Lehrbuch“ der systemischen Therapie und Beratung einzutauchen und sich darin treiben zu lassen – oder aktiver auszudrücken: sich darin herumzutreiben.

Tom Levold und Michael Wirsching sind erfahrende Systemiker. Levold ist nicht zuletzt bekannt durch das von ihm mit bewundernswerten Engagement und großem Erfolg betriebene Online-Journal „systemmagazin“. Dort stellt er systemisches Wissen für Fachleute und Laien zusammen und sorgt für Vernetzung, indem er einen kostenlosen Zugang ermöglicht. Wirsching hat u.a. als Vertreter eines Lehrstuhls für Psychosomatische Medizin und Psychotherapie an der Universität Freiburg zur Verbreitung familientherapeutischer und systemischer Ideen entscheidend beigetragen. Beide haben ein reichhaltiges Spektrum von AutorInnen eingeladen, mit kurzen Texten zu bestimmten Stichworten zu einem aktuellen Überblick über die Komplexität und Vielfalt der „theoretischen, praxeologischen und kontextuellen Grundlagen“ des systemischen Ansatzes beizutragen. Die Texte von jeweils wenigen Seiten sind in fünf große Kapitel („Grundlagen systemischer Therapie und Beratung“, „Systemische Praxis“, „Arbeit mit speziellen Problemkonstellationen“, „Kontexte“ und „Ethik, Lehre, Forschung“) unterteilt.

Wie liest man ein solches Buch? Ich jedenfalls lese es nicht von vorne bis hinten, sondern lasse mich lieber von meiner Neugier treiben: Das Inhaltsverzeichnis bietet mir genügend Anknüpfungspunkte unter den 90 Kapiteln – z.B. von „Sozialer Konstruktionismus“ über „Geschlecht und Gender“, „Humor in der (hypno)systemischen Therapie“, „Therapie und Beratung im Alter“ und „Onlineberatung“ bis zu „Systemisch Forschen“. Zwischendrin lasse ich mich ablenken und suche an anderen Stellen des Bandes, blättere im Stichwortverzeichnis oder entdecke für mich neue Quellen im Literaturverzeichnis. Natürlich wird nicht jede(n) das Gleiche interessieren, aber es gibt genügend Stichworte, bei denen wir einsteigen und „anbeißen“ können.

Anders als noch vor einigen Jahrzehnten erwarten wir heute nicht mehr Vollständigkeit oder Allgemeingültigkeit, wenn wir eine solche Enzyklopädie in die Hand nehmen. Wir sind uns bewusst, dass Wissen (und seine Darstellung) immer subjektiv ist, dass auch eine Übersicht jeweils aus einer bestimmten Perspektive erfolgt und damit begrenzt ist. Wir sind vielleicht nicht immer einverstanden, sehen manches anders als die insgesamt 76 ExpertInnen – aber damit leistet dieses Lehrbuch über die Information hinaus genau das, was uns ein Buch im allerbesten Fall bieten kann: es gibt uns Einblicke in die aktuelle Diskussion, erinnert uns an Begegnungen und eigene Erlebnisse, regt uns an zum Nachdenken, macht uns neugierig und lädt uns ein zur Auseinandersetzung, vielleicht sogar zum Widerspruch.

Und das ganzen in einem dicken Band, in den ich mich gerne vertiefe, weil er in jeder Hinsicht gut gemacht ist – nicht nur die Konzeption und Vielfalt der aufgegriffenen Themen, die

verständliche Sprache und die unaufgeregte Haltung in Bezug auf den Anspruch, sondern auch die handwerkliche Gestaltung des Buches machen es zu einem Vergnügen, sich darin zu verlieren – oder es auch nur mal zwischendurch für die schnelle Vergewisserung oder das Schließen einer Wissenslücke in die Hand zu nehmen. Rundum gelungen und empfehlenswert!

in: *systema* 3/2014, S. 355f

13. Stölzel, Unendliche Weiten

Simone Stölzel, Unendliche Weiten. Lösungsorientiert denken mit Captain Kirk, Mr. Spock und Dr. McCoy, Göttingen 2012 (Vandenhoeck & Ruprecht)

Ich selbst habe in meiner Jugend *Raumschiff Enterprise* höchstens mal ausnahmsweise gesehen, weil meine Eltern der Ansicht waren, zu viel Fernsehen könne der körperlichen und geistigen Entwicklung von Kindern schaden. Vielleicht fehlte mir deshalb dann auch später der Zugang zu der zu der inzwischen „Kult“ gewordenen Serie. Umso mehr Vergnügen hatte ich jetzt an und mit Buch *Unendliche Weiten*, geschrieben von der Kulturwissenschaftlerin Simone Stölzel. Sie nimmt die Fernsehserie, die in den sechziger Jahren erstmals mit einfachsten Mitteln in den USA produziert worden ist, und verbindet sie mit sowohl philosophischen als auch praktischen Fragen. Damit gibt sie über einen originellen Einstieg eine Einführung in des lösungsorientierte Denken, die für uns Systemiker_innen einmal aus einer anderen Perspektive (und in einem anderen Jargon) erfolgt. Zugleich zeigt Simone Stölzel, was angewandte Kulturwissenschaft zu leisten vermag, wenn und indem sie ganz unterschiedliche gesellschaftliche Bereiche zusammen bringt.

Stölzel nimmt die alte Serie und erzählt eine ganze Reihe von Episoden daraus. Sie stellt sie und die darin behandelten Probleme einer Gruppe von Menschen, die mit einem Raumschiff in freundlicher Mission durch Welten und Zeiten Reisen und dabei vor die unterschiedlichsten Aufgaben und in die abenteuerlichsten Gefahren geraten, als Parabeln über unsere heutige Welt dar. Und sie zeigt auf unterhaltsame und spannende Art, dass wir von diesen Raum- und Zeitfahrern lernen können, wie man „aus eigener Kraft unerwartete, schwierige und selbst scheinbar überwältigende Probleme lösen kann“ (S. 9). Damit löst sie – ohne den uns vertrauten Jargon zu verwenden – in einer leichten, frischen Sprache den systemisch-konstruktivistischen, lösungsorientierten Anspruch ein.

Das Buch beginnt mit einem kurzen geschichtlichen Rückblick zur Entstehung der Serie und gibt aufschlussreiche Einblicke sowohl in die Entstehungsbedingungen der „Spezialeffekte“ („Und wenn unsere Enterprise mal wieder so richtig durchgeschüttelt wurde, stand im Hintergrund ein Mitarbeiter des Filmstudios und wies fähnchenschwenkend die Richtung an, in die sich die Schauspieler zu werfen hatten, während die Kamera gleichzeitig in die Gegenrichtung schwenken musste“, S. 24) wie auch zu Problemen der Integration Schwarzer, Japaner und Russen in amerikanische Fernsehserien.

Es folgt der Hauptteil mit den neun Kapiteln (u.a. „Sinnlos? Ausweglos? – Umso besser!“, „Wer fürchtet sich vorm bösen Mann? Parallel Universen“, „Ist ja furchtbar, an was man hier alles denken muss!“, „Energie! Gelungene Rückkehr in das Raum-Zeit-Kontinuum“), die jeweils ihren Ausgangspunkt in einer bestimmten Episode der Serie haben und damit auf ein bestimmtes Thema verweisen: Logik, Macht, Disziplin, „interessante Fehlfunktionen“, Computer und ihre Grenzen usw.). Nach einer kurzweiligen Nacherzählung der jeweiligen Episode erfolgt die Analyse der Filmlösung in Bezug auf das Thema sowie anschließend die philosophische wie auch praxisnahe Übertragung der Herausforderung im Film auf unsere eigene, heutige Welt.

Im Kapitel „Den logischen Faktor nutzen“ schlägt Stölzel dann z.B. irgendwann vor: „Machen wir es also wie Mr. Spock! Konstruieren wir neue Wirklichkeiten, wenn sich unsere alten als unbrauchbar erweisen. Nur sollten wir dabei den logischen Faktor nicht aus den Augen verlieren ... [Wir sollten] uns dafür entscheiden, den Wirklichkeitskonstruktionen der anderen bewusst eigene Ideen entgegenzusetzen. Schließlich sind viele Fragen im Leben unentscheidbare Fragen, und das bedeutet eben unter anderem, dass wir sie so entscheiden können, wie es für uns gut ist – und nicht, wie es die Earps es gerne hätten“ (S. 46). Sie gibt Beispiele dafür, wie sich ihre Anregungen umsetzen lassen – und sie schließt jedes Kapitel mit dem Vorschlag für zwei oder drei Übungen, mit denen man das gleich an und mit sich selbst ausprobieren kann.

Ein sehr unterhaltsames und anregendes, leicht zu lesendes Buch. Es scheint sich aus meiner Sicht sowohl für systemische Fachleute, die neue Anregungen erhalten (und dabei nicht immer das Altbekannte wieder und wieder lesen) wollen, ebenso geeignet wie für (systemische) Laien – und natürlich für alle Fans von *Raumschiff Enterprise*. Nachdem ich mir bei Youtube einige der im Buch behandelten Filmausschnitte angesehen habe, finde ich, dass das Buch die Serie um *unendliche Weiten* übertrifft. Ich jedenfalls habe es mit großem Vergnügen gelesen und empfehle es gerne weiter.

in: KONTEXT 2/2013, S. 230-231

14. Fabre, Erinnerungen eines Insektenforschers

Jean-Henri Fabre, Erinnerungen eines Insektenforschers III, aus dem Französischen von Friedrich Koch, bearbeitet von Heide Lipecky, Berlin 2011 (Matthes und Seitz), 410 Seiten, 36,90 Euro

Lebendige Forschung

Es gibt gleich eine Reihe von Gründen, wieso es sich lohnt, diese „Erinnerungen eines Insektenforschers“ zu lesen, selbst wenn das alles andere als naheliegend zu sein scheint – was könnte uns an Insekten interessieren? Und möglicherweise schreckt auch ab, dass die gesamten „Erinnerungen“ aus insgesamt 10 Bänden bestehen, von denen jetzt die ersten drei in neuer Übersetzung vorliegen.

Die Aufzeichnungen Fabres sind keine Memoiren im herkömmlichen Sinne, sondern vielmehr sehr lebendig gestaltete Forschungsberichte. Jean-Henri Fabre (1823-1915) lebte unter einfachen bis schwierigen Verhältnissen als Lehrer und Autor im Süden Frankreichs. Seine Leidenschaften waren Insekten – er beobachtete sie in der freien Natur und erforschte sie über Jahrzehnte hinweg. Als er 1879 in den Ruhestand ging, begann er seine Beobachtungen in seinen „Erinnerungen“ niederzuschreiben.

Sehr aufwändig (trotz seiner äußerst bescheidenen Mittel) untersucht er die unterschiedlichsten Abläufe des Lebens von Insekten und beschreibt sie detailreich – z.B. die Bautätigkeit der Mauer-Mörtelbiene vor der Ablage ihrer Eier, den Schlupf der Dolchwespenmade und ihr Verzehren der für sie von ihrer Mutter gefangenen und betäubten Rosenkäferlarve, die Eiablage von Parasiten in scheinbar hermetisch abgeschlossenen Zellen. Er schildert, von welchen Überlegungen und Zweifeln an bisherigen Beschreibungen er sich in seinen Forschungen leiten lässt und wie er seine Beobachtungen organisiert und durchführt. Er sitzt stundenlang in der heißen Sommersonne Südfrankreichs vor Nestern von Wildbienen oder schaufelt viele Kubikmeter Sand, um Höhlen einer bestimmten Wespenart zu finden. Aber auch sein Arbeitszimmer ist ein wimmelndes Labor. Selten schneidet er auf und tötet die von ihm

Beforschten: Statt um Klassifikation und vollständige Sammlungen aufgespießter Exemplare will er lebendige Wesen in ihrem Lebensalltag erkennen und verstehen.

In den „Erinnerungen“ können wir einem Forscher über die Schulter schauen – und Fabre zeigt uns, was Forschung im besten Sinn bedeutet: eine leidenschaftliche Suche nach Sinn und Verstehen, ein Einsatz mit manchmal großen Mühen und Entbehrungen, mit Geduld und Ausdauer. Er lässt uns teilhaben beim Bilden von Hypothesen und beim Gestalten seiner Beobachtungs- und Versuchsanordnungen. Er diskutiert für sich und mit uns, z. B. wenn er Instinkt und Intelligenz bei Insekten abwägt oder wenn er sich skeptisch mit Darwins Evolutionstheorie auseinandersetzt. Und er zeigt uns seine Hoffnungen, seine Freude über seine Erfolgserlebnisse und seine Enttäuschungen. Keinesfalls findet er immer die Antworten, die er sucht – und er verschweigt uns Lesern nicht seine Zweifel und seine Misserfolge, die für ihn ebenso zum Forschen dazu gehören wie Irrtümer oder gegebene Grenzen der Erkenntnis. All dies macht seinen Forschungsansatz zu einem „ganzheitlichen“ (oder vielleicht besser „vielperspektivischen“) und seine „Erinnerungen“ zu einer spannenden Lektüre – von den aufregenden und vielfältigen Details, die er über Grabwespen, Trauerschweben, Mörtelbienen und Gottesanbeterinnen zu berichten weiß, einmal ganz abgesehen: denn die lassen meist einfach nur staunen über die wirklich unglaubliche Vielfalt an Lebensformen und die unterschiedlichsten und unvorstellbar ausdifferenzierten komplexen Arten und Weisen, das eigene Überleben (oft auf Kosten von anderen) zu sichern.

Fabre war bereits zu seiner Zeit berühmt und wurde von Kollegen geschätzt. Er korrespondierte mit Darwin, war mit John Stuart Mill befreundet und wurde für den Nobelpreis vorgeschlagen. Dass er bis heute gelesen und geschätzt wird, kommt nicht zuletzt daher, dass er hervorragend zu schreiben versteht: anschaulich und aufregend, sachlich und emotional, detailreich und verständlich – und nicht zuletzt auch humorvoll.

Meine Empfehlung: Lesen Sie Fabre. Sie werden entdecken, dass Insekten überaus spannend sein können, auch wenn Sie selbst kein Insektenforscher werden wollen. Aber sein Selbstverständnis als Wissenschaftler und Forscher, sein Haltung sowohl gegenüber den von ihm Beforschten wie auch gegenüber den eigenen Erkenntnissen sowie seine Fähigkeiten, uns seine Forschungsergebnisse nahe zu bringen – das ist überaus vorbildlich, anregend und im besten Fall vielleicht sogar ansteckend.

in: systema 1/2012, S. 108f

15. Tsirigotis/Hintermair, Die Stimme(n) von Betroffenen

Cornelia Tsirigotis & Manfred Hintermair (Hrsg.), Die Stimme(n) von Betroffenen. Empowerment und Ressourcenorientierung aus der Sicht von Eltern hörgeschädigter Kinder und von erwachsenen Menschen mit Hörschädigung, Heidelberg 2010 (Medion-Verlag), ISBN 978-3-941146-08-2, 155 Seiten, 26,00 Euro

Gehör verschaffen

Cornelia Tsirigotis und Manfred Hintermair veröffentlichten als Experten für die Arbeit mit hörgeschädigten Kindern und Erwachsenen bereits 2008 ein Buch über „Empowerment und Ressourcenorientierung in der Zusammenarbeit mit hörgeschädigten Menschen“. Zwei Jahre später haben sie nun – eigentlich nur konsequent, aber man muss erst einmal darauf kommen, zu ungewöhnlich ist dieser Schritt – diesen Menschen selbst eine Stimme verliehen und ihnen dadurch Gehör verschafft: In ihrem neuen Fachbuch sind sie lediglich Herausgeber und

präsentieren sieben „Geschichten von Eltern hörgeschädigter Kinder“ sowie vier „Geschichten von erwachsenen Menschen mit einer Hörschädigung“. Tsirigotis und Hintermair haben ihre KlientInnen eingeladen, Experten zu sein für die Darstellung ihrer Erlebnisse und ihrer Erfahrungen im Zusammenhang mit ihrer eigenen Hörschädigung bzw. der ihrer Kinder. Sie haben sie ermuntert, ihre eigene Sicht der Dinge aufzuschreiben und ausführlich zu schildern. Herausgekommen ist eine Zusammenstellung stellenweise erschreckender, insgesamt aber vor allem ermutigender Geschichten.

Die Zwischenüberschriften der Texte geben einen guten Überblick über die Inhalte und die Art der Erlebnisse: vom „Schock“ der Diagnose über „Was man so alles erleben muss und doch irgendwie aushalten kann“, „Was damals geholfen hat und was ich vermisst habe“, das „Cochlea-Implantat“, die „Schulsituation in der hörenden Welt und unter Hörgeschädigten“, die „Auseinandersetzung mit der Hörschädigung im Studium und Weiterbildung“ bis zu den „Ersten Berührungen mit der Gebärdensprache“. Theoretisch wissen wir als Fachleute und vor allem als „Systemiker“ natürlich längst, dass neben den „Schädigungen“, Defiziten, Krankheiten und Problemen immer auch jede Menge Ressourcen vorhanden sind. Aber ganz praktisch wird der Band dann doch zu einem beeindruckenden Überblick über diese Ressourcen, Stärken und Fähigkeiten im Zusammenhang mit Hörschädigungen und den daraus folgenden Schwierigkeiten – und vor allem über die Macht und den Einfluss, das eigene Leben entscheidend (und entschieden!) mitzugestalten, über die jeder Mensch zwar immer verfügt, dies aber zuweilen vergisst.

Bereits indem sie die Einladung zum Schreiben ausgesprochen haben, forderten die Herausgeber die Ressourcen ihrer KundInnen heraus und luden sie ein zu einem Blick auf die eigenen Geschichte, der auch mit gelenkt werden sollte von der Frage nach dem eigenen Einfluss und der eigenen Macht auf die Gestaltung der Lebensbedingungen. Die Autoren können nicht nur eindrucksvolle Berichte von ihren Erlebnissen und Begegnungen (z.B. mit uns Profis) geben, sondern auch positive und ermutigende Beispiele schildern. Ihre Darstellungen richten sich dabei nicht nur an andere Eltern hörgeschädigter Kinder oder selbst betroffene, sondern eben auch an uns Profis: Wir können erlesen und erleben, wie sinnvoll es ist, unsere KlientInnen als Experten für ihr Leben und seine Gestaltung anzuerkennen, auf sie zu hören, zu verstehen. In der Fülle der Darstellungen der (durchaus ganz unterschiedlichen Darstellungen) können wir uns und im besten Fall auch unsere KlientInnen in ihren Erlebnissen mit uns selbst wiedererkennen – und uns überraschen lassen. Tsirigotis und Hintermair kommentieren aus ihrer die Stimmen der Betroffenen, denen sie Gehör schenken und durch die Publikation auch Gehör verschaffen, in den Kapiteln „Was wir lernen können, wenn wir den Geschichten von Betroffenen zuhören“ und „Was uns beim Lesen bewegte“. Auf beides wird jede/r vielleicht etwas andere Antworten finden. Was ich gelernt habe, ist zum Beispiel, dass es sinnvoll sein kann, meine Kunden noch nachdrücklicher einzuladen, sich zu äußern, die eigene Stimme zu erheben und sich selbst Gehör zu verschaffen – die Einladung dazu ist *meine* Aufgabe.

in: KONTEXT 1/2012, S. 91f

16. Palmowski, Systemisch Beraten

Winfried Palmowski, Systemische Beratung. Systemisch denken und systemisch beraten, Stuttgart 2011 (Kohlhammer), 132 Seiten (Bd. 24 der Reihe Fördern lernen), 14,90 Euro

„Es ist schon alles gesagt – nur noch nicht von allen“ (Karl Valentin). Man könnte vermuten, auch über systemische Beratung sei schon alles mehrfach mitgeteilt worden. Wahrscheinlich trifft das zu. Aber es könnte auch darauf ankommen, *wie* etwas gesagt wird. Winfried Palmowski

jedenfalls zeigt hier eindrucksvoll, dass es durchaus noch neue Beschreibungen davon gibt, was wir alle bereits als „systemische Beratung“ zu kennen glauben.

Jedenfalls gelingt es ihm, auch einen systemisch erfahrenen Leser einen neuen Blick zu eröffnen. So klar, so treffend, so knapp und auf das Wesentliche beschränkt und dabei doch reich an praktischen Beispielen, an Zitaten und Verweisen hat es jedenfalls noch niemand geschafft, den systemischen Ansatz zu beschreiben – wage ich zu behaupten.

Winfried Palmowski, der einen Lehrstuhl für Allgemeine Sonderpädagogik, Pädagogik bei Erziehungsschwierigkeiten und Integration an der Universität Erfurt hat, war Erfinder und lange Jahre Herausgeber der inzwischen leider eingestellten Zeitschrift „system schule“, und er ist u.a. Mitautor des spannenden Bandes „Normal bin ich nicht behindert“.

In sechs kurzen, auf das Wesentliche beschränkte Kapiteln stellt er die theoretischen Grundlagen systemischer Beratung, indem er die „Bedeutung der Theorie für die Praxis“ darlegt, nämlich die möglichen Auswirkungen konstruktivistischer und konstruktionistischer Sichtweisen für Beratungsprozesse. Was nach harter Kost klingt, gelingt Palmowski in einer lockeren Sprache und mit vielen anschaulichen Beispielen, unterlegt mit schönen Zitaten, wenn er sich auf Peter Bichsel bezieht: „Ausprobieren, wie es wäre, wenn es nicht so wäre, wie es ist.“ Und wenn er bei der Theorie immer auch praktisch denkt, so erklärt er die „Bausteine für die Praxis“ immer auch theoretisch: Lösungsorientiertes und spekulatives Fragen, positives Konnotieren und das Reflektierende Team bleiben sind nicht einfach Methoden, sondern haben Sinn und bilden eine Haltung. Dass der Abschnitt über die „systemische Haltung“ dann ganz kurz ausfällt, spielt keine Rolle, denn die Haltung ist das ganze Buch hindurch spürbar.

Der Band endet mit einem Ausblick, der eine Einladung zum Dialog darstellt und darauf verweist, „dass die Idee der systemischen Beratung ..., dass sich diese Haltung, die damit verbundenen Denkmuster und die erworbene kommunikative Kompetenz auch in vielen anderen Kontexten als hilfreich und nützlich erweisen können“ (S. 122). Palmowski stellt den Dialog der Diskussion gegenüber, weil er – gekonnt geführt – erlaubt, den Stellenwert der eigenen aktuellen Überzeugungen zu relativieren, was wiederum in vielerlei Hinsicht nützlich sein kann.

Fazit: eine erstklassige Einführung in die systemische Beratung – für Studierende, für Fortbildungsteilnehmer und für interessierte Laien ebenso wie für erfahrende SystemikerInnen, die noch mal unterhaltsam drüber nachdenken wollen, was sie da seit vielen Jahren eigentlich so machen.

in: systema 3/2011, S. 298f

17. Berth, Verschwendung der Kindheit

Felix Berth, Die Verschwendung der Kindheit. Wie Deutschland seinen Wohlstand verschleudert, Weinheim 2011 (Beltz), 208 S., 17,95 Euro

„Jedes fünfte Kind in Deutschland lebt in Armut.“ Das ist eine Tatsache, die wir alle längst wissen – und die wir und unsere Gesellschaft letztlich hinzunehmen scheinen: immerhin tun wir nichts (oder jedenfalls nicht genug), um etwas daran zu ändern. Irgendwie scheint es sich nicht zu lohnen, daran wirklich etwas zu ändern. Möglicherweise liegt das an unserem Zugang zu diesem Thema, der vor allem ein moralischer ist: „Das darf es doch in unserer Gesellschaft nicht geben!“.

Wir „guten Menschen“, also diejenigen, die sich selbst als „sozial eingestellt“ beschreiben würden und die zum Beispiel wie wir, die LeserInnen dieser Zeitschrift, in psychosozialen Berufen tätig sind, argumentieren gerne moralisch. Fragen der Wirtschaftlichkeit haben, so finden wir, – auch wenn wir selbst im Grunde vom Leiden der anderen leben – bei sozialen Problemen nichts zu suchen. Wenn aber unsere Gesellschaft als Ganzes (und somit auch wir) so viel Wert auf Wirtschaftlichkeit legt, könnte es u.U. sinnvoll sein, auch bei sozialen Problemen *wirtschaftlich* zu argumentieren – und zum Beispiel die „Verschwendung von Kindheit“ anzuprangern.

Dies ist die These von Felix Berth, der in seinem Buch anschaulich darstellt, „wie Deutschland seinen Wohlstand verschleudert“. Berth ist Redakteur in der politischen Redaktion der Süddeutschen Zeitung und hat sich in den letzten Jahren durch viele Reportagen und Berichte zur bundesdeutschen Sozialpolitik einen Namen gemacht. Als Journalist kann er gut recherchieren und gut schreiben – beides zusammen führt dazu, dass er ein flott lesbares Buch mit einem etwas anderen Blick auf die Bedeutung von Kindheit geschrieben hat. Er beschreibt, auch mit einem Blick über die Entwicklung der vergangenen Jahrzehnte, die Bedeutung von Kindern und den Bedingungen ihres Aufwachsens in Deutschland. Er stellt Missstände und Fehlentwicklungen unmissverständlich dar, aber er moralisiert nicht, sondern betrachtet es als Verschwendung, wie wir das Potential, das Kinder für unsere Gesellschaft darstellen könnten, „verschleudern“. Und er beschränkt sich nicht auf die Darstellung der Fehler, sondern zeigt anhand von Beispielen aus dem In- und Ausland auf, welche Alternativen möglich wären, um die Verschwendung zu stoppen.

Berth bringt viele Fakten und Argumente – und unterlegt sie mit kleinen Reportagen über echte Menschen und kleine oder große Lösungsansätze. Und gibt uns ganz unaufgeregt ein schönes Beispiel dafür, dass vielleicht auch eine am Geld und an den wirtschaftlichen Auswirkungen orientierte Diskussion „sozial“ sein kann – so dass wir bei der Lektüre nicht nur in der Sache, sondern auch in der Form etwas für uns lernen können.

in: systema 3/2011, S. 296

18. Lieb, Systemisch für Verhaltenstherapeuten

Hans Lieb, So hab ich das noch nie gesehen. Systemische Therapie für Verhaltenstherapeuten, Heidelberg 2009 (Carl-Auer-Systeme), 270 Seiten, 29,95 Euro

Hans Lieb ist sowohl in der Verhaltenstherapie als auch in der Systemischen Therapie zu Hause, als Therapeut, Ausbilder und Supervisor. Für ihn sind Therapieschulen „Denkwerkzeugkästen“ (S. 12). Um KollegInnen einer Schule zuordnen zu können, schlägt er vor sie fragen: „Was denkst du über das, was du tust?“ Und so legt er mit diesem Buch eine umfangreiche Antwort vor auf die an sich selbst gestellte Frage, was er denkt, wenn er systemisch arbeitet. Diese Antwort ist zunächst an Verhaltenstherapeuten gerichtet und möchte diesen das eigene Denken hinter dem Handeln verständlich machen – allerdings wird man auch als bereits systemisch geschulter Leser Gewinn aus diesem Blick um die Ecke ziehen.

Lieb startet mit zwei ausführlichen Praxisbeispielen – und erläutert die unterschiedlichen Herangehensweisen von Verhaltens- und systemischen Therapeuten. Er fährt fort mit zehn grundsätzlichen Unterschieden im Denken zwischen beiden Schulen, wobei er sich u.a. auf erkenntnistheoretische Grundlagen, die Fragen von Objektivität und Konstruktivismus, das Sprachverständnis, die Art und Weise, sich etwas zu erklären, sowie die Vorstellungen von Veränderung bezieht. Nachvollziehbar wird, dass die unterschiedlichen Denkansätze jeweils auch zu unterschiedlichen therapeutischen Haltungen führen. In einem weiteren Kapitel erläutert er

die praktische Umsetzung systemtherapeutischer Konzepte und zeigt auf, wie sie in konkretes Handeln übersetzt werden können. Er schließt sein Buch mit Überlegungen zum Nutzen des systemischen Ansatzes für Patienten und Angehörige sowie zu Eigenterapie, Selbsterfahrung und Selbstreflexion.

Das Besondere dieses Bandes ist seine Doppelperspektive – auch wenn es sich vordergründig um eine Darstellung der Systemischen Therapie handelt, lässt sie sich auch als eine (selektive) Einführung in Verhaltenstherapie verstehen: sie bringt dem Systemiker verhaltenstherapeutische Denkwerkzeuge näher – ganz abgesehen davon, dass es eine frische und lebendige, von vielen Praxisbeispielen durchzogene Präsentation des systemischen Ansatzes ist, aus der man auch als SystemikerIn neue Anregungen für die eigene systemische Praxis ziehen und den eigenen „Denkwerkzeugkasten“ wieder ein wenig auffüllen kann.

in: systema 2/2010, S. 203

19. Schmidt/Sielert: Handbuch Sexualpädagogik

Renate-Berenike Schmidt & Uwe Sielert (Hrsg.), Handbuch Sexualpädagogik und sexuelle Bildung, Weinheim und München 2008, Juventa Verlag, 69,- Euro

Sexualität ist natürlich, trotz aller gegenteiligen Behauptungen, auch heute noch ein Tabu – zumindest die jeweils eigene. Oder mit wem sprechen Sie alles (nicht) darüber? Als Profession und wissenschaftliche Disziplin hat es sich die Sexualpädagogik zur Aufgabe gemacht, die Vielfalt von Sexualität als soziale (und nicht nur biologische) Tatsache zu thematisieren und dadurch positive Entwicklungen zu ermöglichen. Schmidt und Sielert liefern nun mit ihrem „Handbuch“ einen Beitrag zur sexuellen Bildung derjenigen, die im Erziehungs-, Sozial(arbeits)- und Gesundheitsbereich tätig sind.

Der Facettenreichtum des Themas „Sexualitäten“ (die Herausgeber bevorzugen denn auch den zunächst ungewöhnlichen Plural) erschließt sich beim Blick auf das Inhaltsverzeichnis der über 60 Beiträge, die auf zehn große Kapitel (u.a. Entwicklung, Theorie und Forschung der Sexualpädagogik/ Kirche, Religion und Spiritualität/ Individuelle und gesellschaftliche Formierungen des Sexuellen/ Sexuelle Genderbildung/ Sexualpädagogik und Sexuelle Bildung im Lebenslauf/ Gefahren- und Schutzdiskurse/ Didaktik, Methodik, Medien, Materialien/ Professionalisierung...) verteilt sind. Manches erscheint zunächst bekannt (zumindest weiß man, dass es zum Thema gehört, wie z.B. „Der Mensch – ein Sexualwesen von Anfang an“, Sexualität in den verschiedenen Lebensaltern, Teenagerschwangerschaften oder HIV/AIDS), anderes überrascht und macht neugierig: „Sexualität und Religiosität – Dimension einer Verstrickung“, „Rituale des Begehrens“, „Erotische Gravitationen und Entwicklung von Sexualkultur im Berufsalltag“ oder „Sexualbiografische Arbeit“ – um nur einen kleinen Einblick zu geben.

Schnell wird mir beim Lesen klar, dass ich eigentlich nur einen kleinen Ausschnitt aus dem weiten Feld „Sexualitäten“ zu kennen scheine, die uns alle und unser Leben doch stark beeinflussen. So werde ich neugierig und lese mich bald in dem vielseitigen (auch wörtlich: 790 Seiten) Handbuch fest. In den Beiträgen über die Sexuelle Bildung in Institutionen (u.a. Familie, Schule, Jugendhilfe, Sportverbände, Volkshochschulen, Justizvollzugsanstalten) wird erkennbar, an wie vielen Orten Sexualpädagogik möglich wäre, wenn man wüsste, wie das ginge. Ob dies notwendig eine eigene Profession voraussetzt (der Band schließt mit einem Text „Beruf: Sexualpädagogin/Sexualpädagoge“ ab) oder ob dies nicht (auch) in der Verantwortung des gesamten pädagogischen Professions-Felds liegt, ist eine andere Frage.

Renate-Berenike Schmidt und Uwe Sielert haben hier zusammen mit aktuellen AutorInnen einen spannenden und anregenden Leseband zusammengestellt, der für sozialpädagogische Einrichtungen als Präsenzexemplar im Dienstzimmer (mit Ausleihmöglichkeit für die MitarbeiterInnen) sehr zu empfehlen ist.

in: *systema* 2/2010, S. 204

20. Schwesinger, Formulare gestalten

Borries Schwesinger, Formulare gestalten. Das Handbuch für alle, die das Leben einfacher machen wollen, Mainz 2007 (Verlag Hermann Schmidt), 324 Seiten, 89,- Euro

„Von der Wiege bis zur Bahre – Formulare, Formulare“: Was für die meisten von uns eher an einen Alptraum grenzt (denkt man zum Beispiel an Versicherungsanträge, Visumformulare oder die Steuererklärung, in Papierform oder inzwischen auch als Online- oder PDF-Formular), bestärkt andere nur darin, dass man an Formularen durchaus seinen Spaß haben kann und „dass das Leben mit Formularen ein anderes wäre, wenn mehr Menschen ein paar grundlegende Regeln im Gestalten von Formularen beherzigten“. Borries Schwesinger ist von letzterem überzeugt – und kann dies auch vermitteln. Er veröffentlicht mit „Formulare gestalten“ ein großformatiges Werk (angeblich seine Diplomarbeit als Grafiker – wie aber wird dann erst seine Doktorarbeit?!) zum Thema und führt in jeder Hinsicht (von der Verwendung von Schriftarten und -größen, Grafikelementen wie Linien und Punkten, Farben, Abbildungen, Papierarten etc.) selbst vor, was „gestalten“ im Ergebnis bedeuten kann. Ganz abgesehen davon legt Schwesinger als absoluter Profi nicht nur seinen Kollegen, sondern auch uns Laien mustergültig dar, worauf es bei der Erstellung von Formularen ankommt und auf wie viele Aspekte man dabei achten kann.

Sein Buch hat er in drei umfangreiche Kapitel gegliedert, die nicht unbedingt fortlaufend gelesen werden müssen: Im ersten (Theorie) erläutert er, wie Formulare funktionieren, wie Formulare entstanden sind und welche unterschiedlichen Formularetypen es gibt. Im zweiten hat er ein Nachschlagewerk zur praktischen Formulgestaltung konzipiert, das sich ausdrücklich auch an Anfänger und interessierte Laien richtet. Ohnehin gibt fast jede zweite Seite des Buches gelungene und weniger gelungene Beispiele wieder, aber im dritten Kapitel wird dann noch einmal eine Vielzahl an Praxisbeispielen gelungener Formulgestaltung (u.a. auch von ganzen „Formularsystemen“) gebündelt dargestellt und kommentiert.

Hier können wir einem Profi aus einem scheinbar völlig anderen Arbeitsbereich ganz dicht über die Schulter schauen. Er organisiert die Grundlagen der Kommunikation zwischen den Herausgebern eines Formulars und ihren Klienten. Er achtet auf die Unterschiedlichkeit der jeweiligen Perspektiven und Interessen und zeigt, wie man diese bei der Gestaltung eines Formulars berücksichtigen kann. Und kommt dann zu überraschenden und einleuchtenden Vorschlägen, wie z. B. den, statt einem Antrags- besser ein Auftragsformular zu verwenden: „Es liegt auf der Hand, dass es einem potenziellen Kunden leichter fällt und angenehmer ist, einen Auftrag zu erteilen als einen Antrag zu stellen. Vor allem wenn die Leistung Geld kostet“ (S. 76).

Nicht nur füllen wir alle immer wieder Formulare aus – wir entwerfen sie auch, sei es für uns selbst, für unsere Kollegen und Mitarbeiter oder für unsere Kunden: zur Abrechnung von Geld oder Arbeitszeit, als Dokumentationsbogen oder Statistikblatt, als Anmeldeformular für eine Weiterbildung, als Zertifizierungsantrag... Sicherlich, dafür bräuchten wir nicht unbedingt das profunde Wissen Schwesingers, wir könnten auch weiterbasteln wie bisher. Aber vielleicht lassen wir uns ja auch anregen zu Verbesserungen und einer funktionalen Gestaltung. Oder wir haben

einfach Spaß daran, ein so schön gestaltetes Werk in die Hand zu nehmen, uns an den Beobachtungen und Überlegungen, Anregungen und Beispielen zu erfreuen und vor allem auch daran, dass hier einer unmittelbar umsetzt, was er lehrt – und dabei ziemlich „systemisch“ vorgeht. Und wir können dann manchmal mit Freude im Alltag entdecken, wie man die lästigen und häufig lieblos gestalteten Formulare besser gestalten könnte. Möglicherweise beauftragen wir, bevor wir das nächste Mal selbst ein Formular erstellen, sogar einen Köhner wie Schwesinger, man muss ja nicht alles selbst machen. Manchmal ist es ganz gut, sich an Profis zu wenden: schließlich verstehen wir uns auf unserem Gebiet auch als solche.

In: KONTEXT 3/2009, S. 320f

21. Kreft & Mielenz, Wörterbuch Soziale Arbeit, 6. Aufl.

Dieter Kreft, Ingrid Mielenz (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit. Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, 6., überarbeitete und aktualisierte Ausgabe, Weinheim 2008 (Juventa), 1140 Seiten, Hardcover, Euro 59,-

Zum Blättern und Festlesen

Dieses Buch ist zu Recht erfolgreich. Mittlerweile ist das erstmals 1980 erschienene Lexikon in zum sechsten Mal aufgelegt, jedes Mal aktualisiert, ergänzt und erweitert. Wer denkt, dass Wörterbücher langweilig sind, wird hier eines Besseren belehrt. Der Band bietet 331 Stichworte von über 200 Autorinnen und Autoren, die sowohl aus der Praxis als auch aus dem Hochschulbereich kommen und somit fachkundige Einführungen in ihr jeweiliges Spezialgebiet geben können. Die Stichworte beziehen sich auf die vielfältigen Aspekte der Kerngebiete Sozialer Arbeit ebenso wie auf wichtige Nachbarbereiche wie Arbeit, Ausbildung/Bildung, Stadtentwicklung, Wohnen. Sie werden ausführlich in meist mehrseitigen Artikeln ausgeführt, ergänzt um Hinweise auf weitere Quellen. Sowohl die Auswahl der Stichworte als auch die einzelnen Fachartikel beziehen rechtliche und politische Aspekte ebenso mit ein wie methodische und berufspolitische.

Wer anfängt zu blättern, wird sich schnell festlesen an einem Text – und von dort auf weitere Stichwörter kommen. Um einen Eindruck zu geben, wo man in diesem opulenten Band beginnen könnte, sich einzulesen, hier einige Stichworte: Abweichendes Verhalten, Aktenführung, Armut, Beistandschaft, Betriebsverfassungsgesetz, Bildungsurlaub, Chancengleichheit, Einmischungsstrategie, Elternzeit, Familienberatung, Finanzierung freier Träger, Forschung, Frühkindliche Entwicklung, Garantenpflicht, Handlungskompetenz, Geschichte der Sozialen Arbeit, Mitleid, Mobbing, Pflege, Prostitution, Psychiatrie, Schuldner- und Insolvenzberatung, Sozialdatenschutz, Soziale Berufe, Teamarbeit, Vormundschaftsgericht, Weiterbildung, Zeit, Zeugnisverweigerungsrecht. Ich bin sicher, Sie sind schon bei dem einen oder anderen Thema neugierig auf mehr geworden. Und diese Liste ist nur ein ganz kleiner Auszug aus einer reichhaltigen Vielfalt.

Ergänzt wird der Wörterbuch-Teil um einen hervorragenden, sehr ausführlichen Anhang, in dem Organisationen und Institutionen der Alten-, Gesundheits-, Jugend- und Sozialhilfe in Deutschland auflistet sind und der einen Überblick über Zeitschriften der Sozialen Arbeit gibt (aufgliedert nach unterschiedlichen Arbeitsfeldern), eine Reihe von Materialien zur Sozialarbeit vorstellt und schließlich auf eine Vielzahl von thematischen Internetseiten verweist.

Wer sich fragt, wozu man in Zeiten von Google und Wikipedia noch Lexika benötigt, kann sich, sobald er diesen gewichtigen Band in die Hand nimmt, die Antwort selbst geben: eine so

fachkundige, umfangreiche und sorgfältige Zusammenstellung von Fachwissen lässt sich im Internet nicht (oder nur unter großem Aufwand) finden, zumal man dort noch entscheiden muss, ob die Quelle auch vertrauenswürdig ist. Die AutorInnen wie auch die Herausgeber Ingrid Mielenz und Dieter Kreft stehen für solide Informationen, man darf sicher sein, in das jeweilige Themengebiet eine fundierte Einführung zu erhalten. Man hat alles in einer Hand, man kann vor- und zurückblättern, man findet Hinweise auf weitere Literatur – was will man mehr?!

Dies Buch sollte in jeder Einrichtung vorhanden sein, und zwar so, dass man als MitarbeiterIn jederzeit dran kommt. Wenn es in Reichweite steht, wird man auch mal drin blättern – und nur wenn man hin und wieder drin blättert, wird man bei Bedarf wissen, was man dort alles suchen und finden kann. Für Studierende sollte es eine der ersten Bezugsquellen sein, wenn sie sich in ein Thema neu einarbeiten oder auf der Suche nach Literatur für ihre Hausarbeit sind. Und so, wie es der Sozialen Arbeit den Blick über den Zaun in die Nachbarprofessionen und ihre Themen erweitert, so könnte dieser Band auch Medizinern, Psychologen, Erziehern, Diplompädagogen und Juristen einen guten Überblick über und profunde Einsichten in die Soziale Arbeit geben. Diesem Buch sind viele Leser zu wünschen, und auch, dass es in einigen Jahren eine dann wieder aktualisierte Neuauflage geben kann.

In: sozialmagazin 3/2009, S. 54f

22. Eickhoff, Prügelknabe Jugendamt

Barbara Eickhoff, Prügelknabe Jugendamt, o.O. 2008 (Re Di Roma-Verlag), 164 S., 13,50 €

Eigentlich ist der Anlass für dieses Buch durchaus spannend: Die MitarbeiterInnen in den Jugendämtern geraten immer dann in die Schlagzeilen, wenn sie in den Augen der Öffentlichkeit zu früh oder zu spät eingegriffen haben – und werden dann genau dafür gescholten und verantwortlich gemacht, ihre Qualifikation wird immer gleich grundsätzlich in Frage gestellt. Dass sie in der Regel hervorragende Arbeit leisten, wird viel zu selten wahrgenommen. Barbara Eickhoff, selbst früher für viele Jahre Sozialarbeiterin in einem Berliner Jugendamt, will mit ihrem Buch darstellen, wie das Jugendamt arbeitet, welchen Belastungen und welchem Druck die MitarbeiterInnen ausgesetzt sind und wie viel Verantwortung sie bei ihren tagtäglichen Entscheidungen tragen.

Es hätte ein interessantes und starkes Buch werden können, das die Öffentlichkeit informiert oder zumindest den SozialarbeiterInnen Unterstützung dabei bietet, ihre Situation zu beschreiben, in dem es sortiert und reflektiert, Kategorien entwickelt und Argumentationslinien aufzeigt. Leider bietet die Autorin nichts von all dem, sondern sie erzählt auf den 164 Seiten rund 30 Geschichten aus dem eigenen, teilweise fast 30 Jahre zurück liegenden Berufsalltag – von alkoholisierten Kollegen, bürokratischen Hindernissen und natürlich immer wieder von gewalttätigen Eltern, verwahrlosten Wohnungen und hilfebedürftigen Kindern. Sie macht das nicht ganz ungeschickt, indem sie die erschreckenden, schrecklichen, manchmal auch komischen Aspekte herausarbeitet – diese Erlebnisse und Anekdoten hat sie im privaten Kreis sicher schon oft zum Besten gegeben. Wer solche Geschichten mag, die nicht immer gut ausgehen, aber immer eine Heldin (natürlich die Autorin) haben und auch ans Herz gehen, wird zufrieden sein.

Wer mehr erwartet, wird enttäuscht sein. Sowohl davon, wie hier Sozialarbeit dargestellt wird, als auch von der schriftstellerischen Leistung. Die Sozialarbeiterin Eickhoff lässt eine notwendige Kernkompetenz von SozialarbeiterInnen vermissen: die Fähigkeit, unterschiedliche Perspektiven wahrzunehmen und zu reflektieren, anzuerkennen, dass die eigene Sicht und Wahrheit von

anderen Beteiligten nicht unbedingt geteilt werden kann, und Widersprüche auszuhalten. Unermüdlich reiht sie Geschichte an Geschichte, ohne Zusammenhänge herauszuarbeiten oder gar Schlussfolgerungen zu ziehen. In ihrer Darstellung wirkt Sozialarbeit dadurch außerordentlich schlicht und unprofessionell. So ist sogar der „Anhang“, mit dem sie auf einer Seite unbeholfen einige der Aufgaben des Jugendamtes darzustellen versucht, mehr als ärgerlich: nicht nur, weil er der Komplexität des Themas überhaupt nicht gerecht wird (und zudem auch noch fehlerhaft ist), sondern weil er Außenstehende mehr verwirrt als informiert. Als Schriftstellerin gelingt es ihr nicht, dem Buch einen roten Faden oder auch nur einzelnen Kapiteln eine angemessene Überschrift zu geben. So vielversprechend der Ausgangspunkt des Buches ist, so enttäuschend unprofessionell ist die Ausführung. Eigentlich schade, denn das, was die MitarbeiterInnen im Jugendamt leisten, ist unglaublich spannend und anspruchsvoll und hochprofessionell – und hätte eine ganz andere Darstellung verdient.

Erschienen in: sozialmagazin 11/2008, S. 55-56

23. Baierl, Herausforderung Alltag

Martin Baierl, Herausforderung Alltag. Praxishandbuch für die pädagogische Arbeit mit psychisch gestörten Jugendlichen, Göttingen 2008 (Vandenhoeck & Ruprecht), 448 S., 39,90 Euro

Ganz normal?

Schon mit ganz normalen Jugendlichen zu tun haben, ist für Erwachsene, bspw. Lehrer oder Eltern, manchmal nicht ganz leicht. Umso größer sind die Herausforderungen für diejenigen, die ihren beruflichen Alltag mit sog. „psychisch gestörten Jugendlichen“ in Einrichtungen der Jugendhilfe oder der Kinder- und Jugendpsychiatrie verbringen: Sozialarbeiterinnen, Erzieher und Krankenpfleger. Die Besonderheit ihrer Tätigkeit liegt darin, dass sie sich nicht auf spezielle therapeutische Kontexte beschränken können, sondern in allen Momenten des Alltags – vom gemeinsamen Frühstück über die Hausaufgabenunterstützung und den Fußballnachmittag bis zum Fernsehabend, einschließlich aller aufregender Höhepunkte und langweiliger Stunden – präsent und pädagogisch aktiv sind. Für diese Gruppe hat Martin Baierl, Psychologe in einer Kinder- und Jugendpsychiatrie, ein außerordentlich bemerkenswertes Handbuch geschrieben.

In einer wohlthuend klaren und verständlichen Sprache setzt er sich im ersten Teil zunächst pragmatisch-kritisch mit den verschiedenen Konzepten psychischer Störungen und ihrer Diagnostik auseinander und gibt einen Überblick sowohl über Richtungen der Psychotherapie als auch über Psychopharmaka. Er formuliert Anforderungen an die Pädagogik und an die MitarbeiterInnen und stellt schließlich eine ganze Reihe von „Grundinterventionen“ (von A wie Alltagsstrukturierung bis Z wie Zwangseinweisung) vor und erläutert sie. Baierl gelingt es dabei immer, aus einer akzeptierenden Haltung heraus Interessen und Bedürfnisse der verschiedenen Seiten wahrzunehmen. Allein die Fülle der von ihm aufgezeigten Handlungsoptionen, mit denen die pädagogischen MitarbeiterInnen auf den Entwicklungsprozess Einfluss nehmen können, belegt deren Bedeutung und Einflussmöglichkeiten.

Im zweiten Teil des Bandes setzt sich der Autor mit zehn ausgewählten Störungsbildern des Kinder- und Jugendalters nach dem ICD-10, einer Klassifikation der WHO, auseinander. Von Drogenmissbrauch über Schizophrenie, Depression, Angst- und Essstörungen bis hin zu ADHS, Suizid und selbstverletzendem Verhalten behandelt er jeweils – neben u.a. Statistik, Ursachen, Intervention und Psychotherapie – auch die Perspektiven der pädagogischen Mitarbeiter und der Eltern: welchen Herausforderungen kommen auf die Mitarbeiter zu, wie können sie diesen

begegnen, in welcher Situation befinden sich die Eltern und wie lassen sich diese in den pädagogischen Prozess mit einbeziehen: Dies Buch ist eine Fundgrube, für alle, die im stationären Kontext arbeiten, es könnte eigentlich in jedem Teamraum einer Wohngruppe oder einer kinder- und jugendpsychiatrischen Station stehen – als Nachschlagewerk und als Quelle für Anregungen. Die gelassene Haltung des Autors, seine Umsicht und Fähigkeit, die verschiedenen Perspektiven und Interessen wahrzunehmen, dabei aber selbst durchaus klar in der eigenen Richtung zu sein, sind mindestens so hilfreich wie die vielen Handlungsvorschläge (die tatsächlich Vorschläge und keine Vorschriften sind), die Literaturhinweise oder auch die Liste aktueller Romane und Spielfilme zum Thema psychische Störungen bei Jugendlichen.

Das Handbuch eignet sich nicht nur für Pädagogen in der Praxis, sondern auf jeden Fall auch für Studierende und Praktikanten. Und man kann es Eltern empfehlen, die gerne verstehen möchten, was die Profis auf Station oder in der Wohngruppe mit ihren Kindern eigentlich tun – und die daraus vielleicht sogar selbst Anregungen ziehen können für den Umgang mit ihren Kindern.

Nur dass im Titel von „psychisch gestörten Jugendlichen“ die Rede ist, stört mich. Dies ist eine grobe Verkürzung, die Fachleute (vielleicht, doch auch da habe ich meine Zweifel) noch relativierend zur Kenntnis nehmen können. Die Kinder und Jugendlichen (und ihre Eltern) sehen diese Bezeichnung sicherlich anders, etwa wenn sie selbst die Bewohner einer „Wohngruppe für gestörte Jugendliche“ sind, deren Faltblatt ich kürzlich in die Hände bekam (und der Mitarbeiter konnte nicht einmal nachvollziehen, was daran merkwürdig sein sollte, so selbstverständlich war ihm der Begriff geworden). Im Text selbst formuliert Baierl wesentlich differenzierter, indem er von „Jugendlichen mit psychischen Störungen“ spricht, was (jedenfalls für mich) einen erheblichen Unterschied macht.

Auf S. 11 benennt Baierl den Ausgangspunkt seines Buches: „Obwohl ein mannigfaltiges Angebot therapeutischer Ansätze für Jugendliche mit psychischen Störungen vorliegt, gibt es bisher einen Mangel an konkreten Ansätzen für die pädagogische Arbeit mit ihnen“. Diesem Mangel hat er auf bemerkenswerte Weise abgeholfen – und eigentlich müsste das Buch ein Bestseller werden. Jedenfalls kann ich es uneingeschränkt empfehlen.

Erschienen in: sozialmagazin 10/2008, S. 62f

24. Wuketits, Der freie Wille

Franz M. Wuketits, Der freie Wille. Die Evolution einer Illusion, Stuttgart 2007 (S. Hirzel), 181 Seiten

Wuketits, Professor für Wissenschaftstheorie mit Schwerpunkt Biowissenschaften an der Universität Wien, möchte in diesem Buch folgendes darlegen und begründen: „Empirische Ergebnisse (und Theorien) aus verschiedenen Disziplinen der Biologie und ihrer Randgebiete zwingen uns heute zu der Feststellung, dass die Idee der Willensfreiheit in ihrer traditionellen Form nicht aufrecht erhalten werden kann“ (S 128). Von dieser Annahme geht er aus, vor diesem Hintergrund betrachtet er eine ganze Reihe von Phänomenen, wobei er ein wenig ins Plaudern gerät und, auf durchaus leicht zu lesende Weise, dabei unter anderem vom Kaffeetrinken und Vortrag halten über Suizid, Atomkraftwerke, Atomwaffen, Mord, Vergewaltigung, Irakkrieg, Bücherlesen, die Homosexualität Wittgensteins und das Untergefieder von Vögeln bis hin zu den „Kontrollbehörden“ der Europäischen Bürokraten kommt. Manche Beispiele leuchten ein, andere weniger. Das Durcheinander allerdings verblüfft und verärgert auch zuweilen, nicht nur, wenn er sozusagen im Vorübergehen auch noch behauptet: „Das Rätsel des menschlichen Geistes ist im Wesentlichen entschlüsselt“ (S. 92).

Die Frage der Willensfreiheit ist alt, Wuketits selbst zeichnet kurz Ausschnitte ihrer Geschichte nach. Umso überraschender, wie einfach sie sich für ihn mit Verweis auf die Biologie als eine evolutionsbiologisch nicht unbedingt kontraproduktive Illusion beantwortet, die uns den *Eindruck* vermittelt, selbst wählen und entscheiden zu können. Gleichzeitig bleibt er großzügig: „Ich möchte niemandem dogmatisch vorschreiben, die Vorstellung von Willensfreiheit aufzugeben, meine aber, dass es sich dabei bloß um eine Konstruktion handelt, das uns im Leben durchaus weiterhelfen kann – vorausgesetzt, es wird nicht missbraucht [...]! Wer glaubt, über einen freien Willen zu verfügen, darf das getrost auch weiterhin tun. Diejenigen von uns, die nicht (mehr) daran glauben, brauchen aber weder zu verzweifeln noch sich als zwanghafte Wesen zu fühlen. Solange wir zum Beispiel imstande sind, ein Buch aus dem Regal zu nehmen oder einen Kaffee zu trinken, ohne gleichsam in Panik darüber zu geraten, ob wir die richtige Handlung vollziehen, ist alles in bester Ordnung“ (S.155).

Aus konstruktivistischer Sicht stimmen wir ihm gerne zu, dass die Willensfreiheit natürlich ein Konstrukt, eine Idee ist. Und wenn man die Welt unter dieser Annahme, mit diesem Erklärungsprinzip (Bateson, von Foerster) betrachtet, dann erscheint sie dem Betrachter auch so (je länger er mit dieser Brille hinsieht, umso wirklicher und wahrer scheint sie dann zu sein). Allerdings – und hier hätte man sich von dem Wissenschaftstheoretiker etwas mehr selbstkritische Distanz gewünscht – gilt das auch für alle anderen Annahmen und Erklärungsprinzipien, wie etwas die Evolutionstheorie oder den Determinismus. Mehrfach bezeichnet Wuketits die Annahmen, von denen er ausgeht, als „plausibel“, „zwingend“ oder auch „natürlich“. Dass er aber die Freiheit hat zu entscheiden, von welchen Annahmen er ausgeht und welche Wahrheit sich ihm anschließend als glaubwürdig darstellt, und dass er sich diese Freiheit auch gerne herausnimmt, übergeht er geflissentlich.

Und auch die vielleicht wichtigste Frage nach der Verantwortung reißt er zwar immer wieder an, beantwortet sie auch („Doch auch wenn unser Wille *nicht* frei ist – wovon wir nunmehr ausgehen dürfen -, werden wir keineswegs von jeder Verantwortung entbunden. Als soziale Lebewesen bleiben wir mit der Fähigkeit zu moralischen *und* unmoralischem Handeln ausgestattet“, S. 155), begründet seine Antwort jedoch nicht mehr.

Issac B. Singer, Literaturnobelpreisträger, beantwortet das Problem der Willensfreiheit des Menschen auf seine Weise und für mich um einiges überzeugender mit zwei Sätzen: „Wir müssen uns entscheiden. Wir haben keine Wahl.“ Das gilt auch für die Frage, wie viel Raum und Bedeutung wir den naturwissenschaftlichen Disziplinen wie Biologie, Physik und Neurowissenschaften und ihrer angeblichen Entschlüsselung des Rätsels des menschlichen Geistes zubilligen wollen.

in: KONTEXT 2/2008, S. 207f

25. Pauen, Was ist der Mensch? / Powers, Das Echo der Erinnerung,

Michael Pauen, Was ist der Mensch?, Die Entdeckung der Natur des Geistes. München 2007, DVA, 270 S., 19,95 Euro

Richard Powers, Das Echo der Erinnerung, Frankfurt 2006 (S. Fischer), 544. S., 19.90 Euro

Die Hirnforschung scheint unser gewachsenes humanistisches Selbstverständnis immer mehr in Frage zu stellen. Sind wir eigentlich noch freie Menschen – oder sind wir „in Wirklichkeit“ gar nicht frei, sondern determiniert, bestimmt, gelenkt? Die neuen bildgebenden Verfahren geben vor (und beeindrucken nicht selten auch uns Systemiker), die Technologie des Gehirns zu

entschlüsseln und zu zeigen (für manchen auch zu beweisen), dass wir im Grunde Automaten sind. Nicht zuletzt die Forschungen von Benjamin Libet vor bereits über zwanzig Jahren schienen dies zu belegen, wonach das Bereitschaftspotential für eine Handlung bereits vor dem bewussten Willensakt messbar sei. Die Schlussfolgerung schien eindeutig und wird immer wieder gerne kolportiert: Wir seien nicht Herr über unseren Willen.

Pauen, Philosophieprofessor in Magdeburg, diskutiert in seinem Buch das sich daraus entwickelnde Dilemma: „Entweder man gibt wichtige Teile unserer naturwissenschaftlichen Erklärungsansprüche auf und akzeptiert, dass es prinzipiell nicht möglich ist, die natürlichen Grundlagen einiger für unser Selbstverständnis zentraler menschlicher Eigenschaften zu verstehen, oder man hält an den wissenschaftlichen Erklärungs- und Verständnisansprüchen fest und stellt im Gegenzug die Realität jener für unser Selbstverständnis zentralen Eigenschaften in Frage“ (Pauen S. 8). Damit wäre die Menschenwürde in Gefahr. Doch Pauen hält diesen Gegensatz für ein „naturalistisches Missverständnis“ und möchte zeigen, dass diese Ideen von uns selbst nicht aufgegeben oder abgeschwächt werden müssen, sondern dass sich im Gegenteil gerade dann, wenn sie anspruchsvoll formuliert werden, der vermeintliche Widerspruch zu naturalistischen Erklärungen auflösen wird. Nach einem historischen Abriss zu verschiedenen Menschenbildern wendet er sich systematischen Fragen zu. Im Zentrum stehen die drei grundlegenden Konzepte von Willensfreiheit, Subjektivität und Bewusstsein.

Pauen argumentiert als Philosoph und Wissenschaftler mit logischen Argumenten (nach der uns vertrauten zweiwertigen Logik, wonach z.B. nicht etwas zugleich sein und nicht-sein kann). Und spricht entsprechend oft von „müssen“ und „sollen“, also von zwingenden oder doch „vernünftigen“ Schlüssen, die man mehr oder weniger unweigerlich zu ziehen habe, so wie in diesem Beispiel: „Doch das hat das Ich mit Steinen, Bauklötzen und Häusern gemein; solange wir die Realität von Steinen anerkennen, sollten wir daher auch nicht an der des Ich zweifeln“ (Pauen S. 39). Allerdings zeigt die Verwendung dieser Modalverben, dass die Schlüsse eben keineswegs so zwingend sind, wie sie eigentlich wirken könnten. Und wie gerade in wissenschaftlichen Argumentationen (obwohl „unwissenschaftlich“) nicht unüblich, findet sich auch hier sehr häufig die Formulierung „ich glaube“ – und zeigt ein weiteres Mal, dass es sich bei Definitionen und Grundannahmen eben auch nur um Annahmen und um „Ansichtssachen“ handelt, die geglaubt, aber nicht gewusst werden können.

Wenn man Pauens Schlüssen auch nicht immer folgen mag (und wann man das tut oder nicht tut, unterscheidet sich natürlich von Leserin zu Leser), so ist dies Buch doch ein großer Gewinn. Es regt sehr gelungen an zum Nachdenken über die Frage „Was ist der Mensch?“ und zur Auseinandersetzung mit dem eigenen Verständnis von Bewusstsein, Selbst(bewusstsein) und Willensfreiheit. Dazu tragen die vielen anschaulichen Beispiele bei, auch und gerade dann, wenn man dem Autor manchmal widersprechen möchte: Aus systemischer Sicht haben wir *immer* die Wahl – auch die Person, die „sich ständig die Hände wäscht oder ihrer Sucht nach Alkoholika nachgibt“ (S. 170). Und Pauens Behauptung, „wenn die Universitätsleitung mich zur Durchführung von Klausuren verpflichtet, ohne mir irgendein Mitspracherecht einzuräumen, dann wird man kaum von einer selbstbestimmten Handlung sprechen können, wenn ich eine Klausur schreiben lasse“ (Pauen S. 180), braucht man nicht zu teilen, sondern kann ihn darauf hinweisen, dass sich das auch ganz anders beschreiben und erklären lässt: Denn natürlich hat er die Wahl, seine Arbeit zu machen, sie nicht zu machen oder auch sie so zu gestalten, wie er das *will* – und dann die Konsequenzen dieser, seiner Entscheidung zu tragen (was in jedem Fall bedeutet, dass er die Verantwortung trägt).

Gegen Ende des Buches geht Pauen kurz, knapp und kritisch auf die Interpretation der populären Ergebnisse von Libets Experimenten ein und resümiert, dass sich „aus den Experimenten von Libet keine Widerlegung der Freiheit ableiten“ (Pauen S. 194) lasse.

Dieses Buch ist unbedingt zu empfehlen für alle, die sich über ihre Bilder vom Menschen Gedanken machen. Es ist leicht verständlich, regt die Leserin nicht nur an zum Nachdenken an über so unklare Begriffe wie Seele, Selbst, Ich, Bewusstsein und Willensfreiheit, sondern auch zum Widerspruch und dazu, eigene Positionen zu beziehen. Beim Lesen kann man auf diese Weise sehr aktiv an sich selbst erleben, was Bewusstsein, Willensfreiheit und Selbstbestimmung sind – was will man mehr von einem philosophischen Buch!

Als Parallel-Lektüre (oder auch als Alternative) bietet sich der Roman „Echo der Erinnerung“ geradezu an. Auch er hat als Thema die Schnittstelle von Neurowissenschaften und Selbst-Bewusstsein. Ein junger Mann, Mark Schluter, hat einen schweren Unfall, anschließend erkennt er zwar sein Schwester wieder, hat jedoch das sichere Gefühl, dass sie es nicht ist – er ist fest davon überzeugt, dass es sich um eine programmierte Doppelgängerin handelt. Sie versucht ihm zu helfen, möchte von ihm anerkannt werden und in ihm wieder ihren Bruder erkennen. Aber ist man noch derselbe, wenn man bereits anders geworden ist? Und kann man je wieder der werden, der man einmal gewesen ist? Der New Yorker Neurologe Weber, bekannt für seine Bücher über die ungewöhnlichsten Veränderungen der Persönlichkeit, kommt in die Provinz – und selbst durcheinander. „Niemand hatte ein Ich, das so aussah, wie das Ich sich selbst definierte. Lügen, Selbsttäuschung, Verdrängung, Konfabulieren: all das waren keine Krankheitssymptome. Es waren Ergebnisse der Reflexion, Versuche, die eigene Unversehrtheit zu wahren. Wen interessierte die Wahrheit, wenn es ums Überleben ging? Egal, ob schwebend, beschädigt, gespalten oder eine Drittelsekunde zu spät – etwas sagte unbeirrbar: *Ich*. Das Wasser war immer wieder neu, doch der Fluss blieb, wie er war“ (Powers S. 451).

In Romanen halten wir es aus, wenn nicht alles aufgelöst wird, wenn Widersprüche und Ambivalenzen bleiben, wenn nicht alles logisch ist. Vielleicht verspüren Sie bei der Lektüre von Pauen den „dringenden Wunsch, die echte Neurowissenschaft mit unausgegorener Literatur zu ergänzen, mit Fiktionen, die die eigene Blindheit zumindest zugaben“ (Powers S. 431). Nicht nur in diesem Fall, sondern überhaupt, wenn Sie Lust haben, sich in manchen Selbst-Verständlichkeiten ein wenig durcheinander bringen zu lassen, sei Ihnen dieser Roman herzlich empfohlen.

in: KONTEXT 2/2008, S. 205ff

26. Robinson, Praxishandbuch Therapeutischer Humor

Vera R. Robinson, Praxishandbuch therapeutischer Humor. Grundlagen und Anwendungen für Gesundheits- und Pflegeberufe, 2. Aufl., Bern u.a., Hans Huber 2002

Humor in Sozialarbeit, Beratung und Therapie scheint für viele eine heikle Sache zu sein: geht da nicht die Ernsthaftigkeit flöten, kann und darf man bei Schwierigkeiten und Problemen überhaupt Spaß haben, lachen, vergnügt sein? Robinsons Buch gefällt mir sehr gut, denn sie sagt: man darf nicht nur, man kann auch – und es hilft sogar. Insofern eignet sich dieses Buch zumindest für jene, die es bisher in Bezug auf Humor in der Arbeit mit Karl Valentin halten: „Wollen hätten wir schon mögen, aber dürfen haben wir uns nicht getraut.“

Denn die Autorin verweist auf vielfältige Ansätze – Beschreibungen und Erklärungen – von Humor, was darunter wie verstanden werden kann, um dann zu erörtern, wie und wem er möglicherweise helfen kann. Robinson kommt aus dem Gesundheits- und Pflegebereich, sie bezieht ihre Beispiele aus dem Krankenhaus, aus der Kommunikation zwischen Schwester bzw. Arzt und Patient ebenso wie auf den (manchmal rabenschwarzen) Humor unter den Pofis. Auch wenn sie viele Anekdoten berichtet, ist das Buch nicht unbedingt witzig. Der Gewinn liegt dort,

wo man entdeckt, wie andere für sich die Verwendung von Humor begründen – und sich seine eigene Erklärungen erarbeiten kann. In „Funktionen des Humors“ verweist sie z.B. von der Erleichterung der Kommunikation, der Verbesserung der sozialen Beziehungen über die Entlastungs- und Ventilfunktionen von Humor bis hin zu seinem Nutzen für den Umgang mit Schicksalsschlägen, Behinderungen, Tod und Sterben.

Mit Humor, so Robinson auch, ist es nicht wie mit TD1: „Der eine hat’s – der andere nicht“. Im Gegenteil, humorvoll zu sein kann man lernen, behauptet sie – und vor allem auch, wo und wie man ihn einsetzen kann. Wobei die 5 Üs („üben, üben, üben, üben, üben“) wesentlich sind – und die Lust am oder doch die Bereitschaft zum Risiko: beim Üben kann es auch schon mal schief gehen. Aber das gehört zum Üben – wie auch manchmal zum Humor: wenn es nicht riskant wäre, wäre es auch nicht so lustig. Inwieweit ihre Empfehlungen für das Schärfen des eigenen Sinns für Humor brauchbar sind, wird jeder selbst herausfinden.

Humor muss nicht eingesetzt werden, aber er kann und darf verwendet werden. „So wie Angst das Denken lähmen kann, kann Humor kreatives Denken ... auslösen“ (vgl. Adelheid von Herz, Da gibt es nichts zu lachen. Humor in der palliativen Pflege, in: Dr. med. Mabuse 136, März 2002, S. 37). Insofern ist dieses Buch eine leicht lesbare, anregende Ermutigung für alle, die gerne humorvoll sind in ihrer Arbeit – weil es für sie selbst, ihre KlientInnen und ihre KollegInnen und damit für die Qualität ihrer Arbeit nützlich ist.

in: KONTEXT 2/2008, S. 204f

27. Kindler et al., Handbuch Kindeswohlgefährdung

Heinz Kindler, Susanna Lillig, Herbert Blüml, Thomas Meysen, Annegret Werner (Hg.), Handbuch Kindeswohlgefährdung nach § 1666 BGB und Allgemeiner Sozialer Dienst (ASD), München 2006 (Deutsches Jugendinstitut e.V.) - http://db.dji.de/asd/ASD_Inhalt.htm

Das Deutsche Jugendinstitut hat in diesem umfangreichen Werk (eine Lose-Blatt-Sammlung mit z. Zt. 924 Seiten, kostenlos als Download auf der oben angegebenen Seite erhältlich) zahlreiche Informationen und Themen zum Bereich der Kindeswohlgefährdung und dem Umgang damit, insbesondere aus der Perspektive des Allgemeinen Sozialen Dienstes, vorgelegt. Es ist das Ergebnis eines mehrjährigen umfangreichen Projekts, an dem zahlreiche Jugendämter, Organisationen und Experten/innen, darunter auch Gisal Wnuk-Gette, beteiligt waren. Die vielfältigen Aspekte von Kindeswohlgefährdung und vor allem angemessenes professionelles Handeln damit wurden zusammen getragen und in insgesamt 129 Kapiteln dargestellt. Die Kapitelüberschriften sind jeweils als Fragen formuliert, was auf die Dauer ein wenig schlicht wirkt (man fühlt sich als Leser von den Autoren ganz einfach unterschätzt):

- Kap. 5: Was ist unter physischer Kindesmisshandlung zu verstehen?
- Kap. 17: Gibt es Kinder, die besonders von Kindeswohlgefährdung betroffen sind?
- Kap. 27: Wie wirkt sich sexueller Missbrauch auf Kinder aus?
- Kap. 36: Was ist bei einer Kindeswohlgefährdung in Abgrenzung zum ASD der Aufgabenbereich der Polizei?
- Kap. 46: Wie ist die Fallbearbeitung zu dokumentieren?
- Kap. 67: Wie können Ressourcen von Eltern bzw. Familien eingeschätzt werden?

Kap. 84: Was ist im Zusammenhang mit einer Inobhutnahme zu beachten?

Kap. 96: Wie können Kinder auf eine Fremderziehung vorbereitet werden?

Kap. 129: Wie kann mit Todesfällen oder schweren Schädigungen eines/ einer Minderjährigen im eigenen Zuständigkeitsbereich umgegangen werden?

Diese Aufzählung hier soll lediglich andeuten, welche Vielzahl von Fragen sich für Sozialarbeiter/innen (nicht nur) im ASD im Zusammenhang mit Kindeswohlgefährdung stellt. Die Verantwortung der Jugendamtsmitarbeiter/innen ist enorm hoch, die Möglichkeit, zwischen „zu wenig“ und „zu viel“ zu tun, eine dauernde Gratwanderung – aber auch deswegen, weil von den zuständigen Sozialarbeiter/innen in jeder einzelnen Situation neu bewertet und entschieden werden muss. Insofern kann dieses (in der gedruckten Version trotz des Titels äußerst unhandliche) Handbuch sicherlich keine „Bibel“ sein, seine Antworten sind keine allgemeingültigen Vorschriften und wollen es auch nicht sein. Aber der Band gibt wichtige Anregungen für die eigenen Entscheidungen und Hilfestellung, an was alles gedacht werden kann und muss – zum Beispiel bei der Entwicklung von Ablaufplänen.

In erster Linie wendet sich das Handbuch an Sozialarbeiter/innen im Allgemeinen Sozialen Dienst im Jugendamt, aber möglicherweise werden auch andere Kollegen/innen aus dem psychosozialen Feld darin mit Gewinn lesen – und sei es zunächst z.B. nur der Text „Burnout leicht gemacht: Eine Anleitung für ASD-Fachkräfte“ (Kap. 125, S. 5), der auch auf uns andere sehr gut passt und vielleicht den Anfang macht bei einer dann doch ausführlicheren Lektüre.

in: Praxis der Kinderpsychologie und Kinderpsychiatrie 10/2007, S. 894f

28. Fachlexikon Soziale Arbeit (6. Aufl.)

Deutscher Verein für öffentliche und private Fürsorge (Hrsg.), Fachlexikon der sozialen Arbeit, 6. Auflage, Baden-Baden 2007 (Nomos), 1195 Seiten, Euro 44,- (für Mitglieder des Deutschen Vereins 34,- Euro)

Kompakt und kompetent

Im Jahr 1980 ist das „Fachlexikon der sozialen Arbeit“ des Deutschen Vereins das erste Mal erschienen, mittlerweile liegt es in der 6. Auflage vor und ist – neben dem „Wörterbuch Soziale Arbeit“ und dem „Handbuch Sozialarbeit/ Sozialpädagogik“ – eines der drei großen kompakten und kompetenten Nachschlagewerke für SozialarbeiterInnen und für alle anderen, die im psychosozialen Feld arbeiten und sich aktuell informieren wollen.

Denn auch in Zeiten des Internets reicht es aus fachlichen Gesichtspunkten nicht immer aus, mal schnell eben zu „googlen“. Die Lexika und Wörterbücher, von Fachleuten mit Fachkenntnis und mit Hinweisen auf weiterführende Literatur versehen, bieten eine andere Qualität als das Netz. Am Fachlexikon haben fast 700 Experten aus den verschiedensten Bereichen (z.B. Pädagogik, Recht, Psychologie, Psychiatrie, Soziologie, Sozialmedizin, Wirtschaft und Verwaltung) mitgearbeitet. Wieder einmal wird deutlich, dass an der Schnittstelle Soziale Arbeit viele Fäden und Stränge zusammen laufen, ihr von daher auch eine besonders große Verantwortung zukommt: SozialarbeiterInnen sind die Vermittler zwischen all diesen Disziplinen und Professionen, sie sprechen die verschiedenen Sprachen und kennen sich aus. Und wenn nicht, gibt es solche Wörterbücher und Lexika.

Knapp zweitausend Stichwörter dürften enthalten sein – von Abhängigkeit (die in solchen Enzyklopädien der Sozialen Arbeit meist den Anfang macht) über Behinderteneinrichtung, Elternrente, Flüchtlingssozialarbeit, Grundsicherung im Alter, Lehranalyse, Paranoia, Selbsthilfekontaktstellen bis zu Zielvereinbarungen und Zweckbestimmte Leistungen. Die ganze Vielfalt der Sozialen Arbeit stellt sich dar, meist auf jeweils einer halben bis ganzen Seite. Man bekommt Lust aufs Blättern und sich durch die Texte und Verweise treiben zu lassen. Vielleicht wird man manchmal ärgerlich, wenn man einen Bereich (vorzugsweise natürlich den, in dem man sich selbst besonders gut auskennt) nicht angemessen dargestellt findet – aber hierfür benötigt man selbst kein Stichwort, und andere finden vielleicht dennoch den Einstieg ins Thema. Mein Ärgernis lag zum Beispiel beim Stichwort „systemischer Sozialarbeit“, das lediglich auf therapeutische Ansätze verweist, nicht aber auf den besonderen Nutzen systemischer Konzepte gerade in der Sozialen Arbeit. Aber so ein bisschen Ärger erinnert auch daran, dass ein Fachlexikon nicht „wahr“ oder „falsch“ ist, sondern immer nur Sichtweisen vermitteln kann – die AutorInnen dieses Lexikons sind kritisch und kontrovers, sie laden damit ein, auch selbst Stellung zu beziehen. Ein empfehlenswertes Buch, es könnte in jeder Einrichtung für alle MitarbeiterInnen in erreichbarer Nähe stehen.

in: Sozialmagazin 10/2007, S. 54

29. Schwing & Fryszer, Systemisches Handwerk

Rainer Schwing & Andreas Fryszer, Systemisches Handwerk. Werkzeug für die Praxis, Göttingen 2006, Vandenhoeck & Ruprecht, kart., 352 Seiten, 29,90 Euro

Systemische Ansätze, ursprünglich aus der Familientherapie kommend, verbreiten sich in der Sozialen Arbeit immer mehr. Jedoch führt die Herkunft nicht selten zu zwei grundlegenden Missverständnissen: Man glaubt, systemisch arbeiten ließe sich zum einen nur in der Therapie oder Beratung, zum anderen nur mit Familien. Beides stimmt so nicht. Systemisches Arbeiten umfasst eine Reihe von theoretischen Grundannahmen, von Haltungen und Menschenbildern sowie – am bekanntesten – von Methoden, die in den unterschiedlichsten Arbeitsfeldern (Jugendhilfe, Drogenarbeit, Obdachlosenhilfe etc.) und Settings (mit Einzelnen, mit Paaren, mit Gruppen etc.) angewandt werden können. Theorien, Haltungen und Methoden sind Werkzeuge, die man sich aneignen kann und dann, bei Bedarf und so wie andere Werkzeuge auch, zur Verfügung hat.

Rainer Schwing und Andreas Fryszer, seit vielen Jahren in der systemischen Fort- und Weiterbildung für die unterschiedlichsten Berufe des psychosozialen Feldes tätig, stellen einen Werkzeugkoffer vor, aus dem man sich bedienen kann. In den fünf Kapiteln

- Explorieren, beobachten, Anfänge gestalten
- Informationen aufbereiten, analysieren und visualisieren
- Entscheiden: Kontrakte schließen, Ziele setzen, Maßnahmen planen
- Handeln: Intervenieren und Prozesse begleiten
- Haltungen, Werte und Rollen im systemischen Handwerk

stellen sie die Grundlagen systemischen Handwerkszeugs systematisch und auf überaus anregende Weise vor: Sie verbinden die methodische Darstellung (z.B: Genogramm, zirkuläre Fragen, Reframing, Hypothesenbildung, aber auch „Selbstbeobachtung“) mit Hinweisen zu den

dahinterstehenden theoretischen Grundlagen, sie bringen Beispiele und Geschichten und verdeutlichen, wo notwendig, mit Abbildungen und Übersichtstabellen. Ihre Sprache ist klar und verständlich, sie macht Lust zum Lesen und dann auch Lust auf's Ausprobieren. Durch eine klare grafische Strukturierung kann man wählen, wo man im Detail weiterlesen will – und was man überspringen möchte.

Natürlich ersetzt dieses Buch keine Trainings und Fortbildungen, aber es ist sowohl als Einstieg und Appetitmacher geeignet wie auch als Nachschlagewerk für diejenigen, die bereits Erfahrung mit dem systemischen Arbeiten haben. Die Metapher des Handwerkszeugs bringt es mit sich, dass man auch mit diesem Ansatz pragmatisch umgeht: ihn lediglich nur dort einzusetzen und zu verwenden, wo man ihn für geeignet und brauchbar hält, denn „systemisch“ ist nicht von vorneherein immer gut: darüber entscheidet allein die Anwenderin oder der Anwender.

Dieser Band ist eine Fundgrube, ich kann ihn uneingeschränkt jedem empfehlen, der in der Sozialarbeit systemisch arbeiten möchte.

in: Sozialmagazin 6/2007, S. 56f

30. Mehta & Zika, Systemische Grenzgänge

Gerda Mehta/ Erik Zika (Hrsg.) (2006), Systemische Grenzgänge. Wirksames und Wirkendes im Zwischenmenschlichen, Wien: Verlag Krammer, 350 S.

Der Blick über die Grenze lohnt eigentlich immer – im übertragenen wie im wörtlichen Sinn. Man verlässt die vertraute Umgebung, bemerkt an unerwarteten Stellen Unterschiede und Ungewöhnliches, erkennt, dass Vertrautes gar nicht zwingend ist, sondern auch anders möglich. Gerda Mehta und Erik Zika haben ihrem Band, herausgegeben aus Anlass des zwanzigjährigen Bestehens der österreichischen Arbeitsgemeinschaft für Systemische Therapie und Systemische Studien (ÖAS), den programmatischen Titel „Systemische Grenzgänge“ gegeben – und laden aus deutscher Sicht ein zu einem Blick über den Zaun nach Österreich ein.

In fast dreißig Beiträgen setzen sich bekannte und weniger bekannte AutorInnen mit den verschiedensten Aspekten systemischen Arbeitens auseinander. Sie befassen sich mit Grundbegriffen und Grundfragen (z.B. „Neugier“ – oder „Ist Systemisch an sich ethisch?“), mit unterschiedlichen Praxisfeldern (Psychotherapie, Supervision, Organisationsberatung), mit Erziehungsfragen, Mobbing, Gruppentherapie, Resilienz und Ethnopsychotherapie, mit Dogmen und Tabus. Was im ersten Moment ein wenig beliebig klingt, ergibt Sinn, wenn man nachvollziehen kann dass „Systemisches immer wieder neu zu definieren und zu konkretisieren“ ist. „Systemisch“ bedeutet für die AutorInnen theoretischer Ansatz, therapeutische Intervention, Methode und Alltagsratgeber zugleich.

Unter ihnen sind sowohl Mitglieder der ÖAS wie auch KollegInnen aus der Schweiz und aus Deutschland, letztere waren offenbar schon länger immer wieder zu Grenzgängen nach Österreich eingeladen gewesen. Erstaunlich wie frisch und ungewohnt manches klingt, wenn man es aus der Ferne betrachtet: Wenn man Abstand nimmt, kommt man manchmal der Sache näher. Unsere Nachbarländer sind manchmal doch weiter von uns weg, als wir glauben. Dies zeigt sich auch, wenn man das Buch im „Verzeichnis lieferbarer Bücher“ vergeblich sucht. Dennoch bekommt man es bei der Buchhändlerin – und wenn es da ist, hat man einen schönen Schmöcker, in dem man sich gerne fest lesen wird.

in: systhema 3/2007, S. 429f

31. Kreft/ Mielenz , Wörterbuch Soziale Arbeit (5. Aufl.)

Dieter Kreft, Ingrid Mielenz (Hrsg.): Wörterbuch Soziale Arbeit. Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, 5., vollständig überarbeitete und ergänzte Ausgabe, Weinheim 2005 (Juventa), gebunden, 1128 Seiten, Euro 59,-

Ein wichtiges Nachschlagewerk der Sozialen Arbeit ist überarbeitet und neu aufgelegt worden. Insgesamt 212 Autorinnen und Autoren vermitteln in 328 Beiträgen einen fundierten und aktuellen Einstieg in Sozialarbeit und Sozialpädagogik. Die Themen sind so weit gefächert wie die Profession und ihre Tätigkeitsfelder, sie reichen von A wie Abweichendes Verhalten über E wie Erwachsenenbildung, K wie Kindergeld, P wie Partizipation, S wie Schwangerenberatung und V wie Verträglichkeitsprüfungen bis zu Z wie Zivildienst. Jeder Artikel umreißt auf meist mehreren Seiten die wichtigsten Aspekte des Themas – und gibt Hinweise auf weiterführende Literatur. Für die Aktualität der Angaben stehen die Autorinnen und Autoren, die aus der Praxis und aus der Wissenschaft kommen.

Solche Wörterbücher sind nicht nur zum Nachschlagen im Notfall da, sie sind eine Einladung zum Blättern und Schmökern, sie sind ein Lesebuch, bei dem man auch irgendwo aufschlagen und sich von einem Stichwort per Eingebung und Assoziation zu einem anderen treiben lassen kann – um sich am Ende vielleicht ein wenig zu wundern, wo man gelandet ist. Und erlebt hat man dann auf dieser Lesereise einmal mehr, wie vielfältig und anspruchsvoll Soziale Arbeit ist – welche Anforderungen an Kenntnisse in den unterschiedlichsten Bereichen und an Kompetenzen sie stellt, aber auch, wie viel Entscheidungsfähigkeit und Verantwortungsübernahme von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern in ihrem Alltag verlangt und ganz selbstverständlich auch geleistet wird: Sie sind die Zehnkämpfer/-innen im psychosozialen Bereich, wie die Sportler in der Königsdisziplin der Leichtathletik kennen auch sie sich aus in den unterschiedlichsten Professionen, Disziplinen und Tätigkeitsfeldern, sie leisten häufig genug die Vermittlung zwischen diesen Bereichen und stellen das Bindeglied dar, ohne das nichts mehr laufen würde.

Aber natürlich kann man das Buch auch als Lexikon verwenden, Leser/innen können sich schnell darüber informieren, welche Aufgaben eigentlich der „Allgemeine Soziale Dienst“ genau hat oder was es mit dem nun immer häufiger auftauchenden Begriff des „Quartiersmanagements“ auf sich hat. Dies gilt auch für Studenten, für die das Aufsuchen dieses Werkes in der Hochschul-Bibliothek als Einstieg in ein neues Thema zur Gewohnheit werden könnte. Für alle Kolleginnen und Kollegen im psychosozialen Bereich, die nicht Sozialarbeiter/-innen sind und über den eigenen Tellerrand hinausschauen wollen (oder müssen), empfiehlt sich die Anschaffung: Mit diesem Band auf dem Schreibtisch erhalten sie – über die eigene Profession hinaus – auch Zugang zu den psychologischen, pädagogischen, soziologischen, rechtlichen, medizinischen, politischen etc. Dimensionen ihres professionellen Handelns.

Wenn man vom Schmökern gefesselt ist, übersieht man fast, dass das Buch über einen sehr lohnenden Anhang verfügt: Er enthält eine Vielzahl von Informationen und Adressen zu (Berufs-) Verbänden, Organisationen, Einrichtungen, Arbeitsgemeinschaften, Selbsthilfegruppen, Bibliotheken, Wissenschaftlichen Instituten - sowohl arbeitsfeld- und fachbezogen als auch übergreifend -, eine Liste mit fast einhundert Zeitschriften der Sozialen Arbeit, einen Überblick über Materialien sowie über „Soziale Arbeit im Internet“, einschließlich Hinweise zu berufsfeldbezogener Software. Diesen auch inhaltlich schwergewichtigen Band kann ich uneingeschränkt zur Lektüre und zum Nachschlagen empfehlen.

in: KONTEXT 2/2007, S. 197

32. Münder et al., Frankfurter Kommentar

Johannes Münder, Jochem Baltz, Dieter Kreft, Thomas Lakies, Thomas Meysen, Roland Proksch, Klaus Schäfer, Gila Schindler, Norbert Struck, Britta Tammen, Thomas Trenczek, Frankfurter Kommentar zum SGB VIII: Kinder und Jugendhilfe, 5. vollst. überarb. Auflage, Gesetzesstand 1.4.2006, Weinheim und München 2006 (Juventa-Verlag), 1204 S., 74,- €

Die neueste Ausgabe des bekannten Frankfurter Kommentars zum SGB VIII ist in diesem Frühjahr erschienen, inzwischen die fünfte: wieder einmal noch umfangreicher, noch größer im Format und von noch mehr AutorInnen verantwortet. Man könnte befürchten, allein von der schier Masse erdrückt zu werden oder zwischen den vielen Seiten verloren zu gehen – aber es lohnt sich für SozialarbeiterInnen, dieses Standardwerk zur Hand zu haben und es zur Hand zu nehmen – zumindest wenn man im Bereich der Jugendhilfe tätig ist oder wenn man noch studiert.

Bereits seit 1978 gibt es den von Johannes Münder als Erst-Autor verantworteten Frankfurter Kommentar – damals noch für das Jugendwohlfahrtsgesetz, das zu Beginn der Neunziger Jahre vom „Sozialgesetzbuch VIII: Kinder- und Jugendhilfe“ abgelöst wurde (und das, so lernte ich aus Randziffern 40 und 45 der Einleitung, genau genommen nicht ganz identisch ist mit dem „Kinder- und Jugendhilfegesetz“, auch wenn es im Alltag diese Unterscheidung verloren gegangen ist).

Die Besonderheit des Frankfurter Kommentars ist – neben dem juristischen – sein sozialpädagogischer Blick. Er möchte sich an der Perspektive der Kinder und Eltern orientieren, indem er auf die Interessensvertretungsfunktion von Kinder- und Jugendhilfe verweist und dazu beitragen will, dass die sozialpädagogischen Möglichkeiten und Spielräume, die dieses Gesetzes bietet, fachlich genutzt werden können. Die Paragraphen werden nicht nur in juristischer Hinsicht ausgelegt, einen zentralen Platz nimmt daneben auch jeweils die „sozialpädagogische Bedeutung“ ein. Zudem wird häufig der gesellschaftspolitische Bezug hergestellt und damit der Entstehungshintergrund ausgeleuchtet. Möglich wird dies u.a. erst durch die Vielfalt der Professionen unter den AutorInnen – neben Juristen sind SozialarbeiterInnen/ SozialpädagogInnen und SozialwissenschaftlerInnen vertreten, die jeweils ihre Perspektiven und Erfahrungen in die Kommentierung der einzelnen Paragraphen einfließen lassen.

Die Neuauflage berücksichtigt u.a. die Veränderungen und Umgestaltungen im SGB VIII, die durch das TAG (Tagesbetreuungsausbaugesetz) und das KICK (Kinder- und Jugendhilfeweiterentwicklungsgesetz) vorgenommen worden sind. Letzteres hat u.a. § 8a zum Schutzauftrag bei Kindeswohlgefährdung eingefügt. Nach Münder et al. sieht der Gesetzgeber diesen „lediglich als eine Klarstellung dessen, was ohne ausdrückliche Ausformulierung bisher auch schon gegolten habe“ (§8a, RZ 5). Aber sie belassen es nicht bei diesem Hinweis, sondern befassen sich auf den folgenden 25 Seiten zu diesem Paragraphen intensiv u.a. mit Fragen des Aufbaus einer Hilfebeziehung (z.B. Risikoabschätzung im Fachteam, Einbeziehung von Familien), den unterschiedlichen Aspekten der Anrufung des Familiengerichts (z.B. Kindeswohlgefährdung, Inobhutnahme, Anrufung als Aufgabe) sowie dem Schutzauftrag und der strafrechtlichen Verantwortung (z.B. Garantenstellung als Sinnbild für Erfolgsdruck, Sicherheit durch fachliche Standards oder Standardisierungen?).

Praktikern wie Studierenden (die hier im Übrigen auch viele Literaturhinweise für Hausarbeiten und Diplomarbeiten finden) empfehle ich diesen Kommentar - mit dem Zusatz, ihn beizeiten (nicht erst im „Notfall“) zur Hand zu nehmen, darin zu blättern und sich an der einen oder anderen Stelle ein- und gelegentlich festzulesen. Wenn man sich erst einmal mit der Sprache und

der Systematik vertraut gemacht hat, wird man dieses umfassende und anregende Fachbuch sehr zu schätzen wissen.

in: *Sozialmagazin* 10/2006

33. Stumm et al., Personenlexikon/ Wörterbuch der Psychotherapie

Gerhard Stumm, Alfred Pritz, Paul Gumhalter, Nora Nemeskeri, Martin Voracek (Hrsg.), Personenlexikon der Psychotherapie, Wien New York 2005 (Springer), 547 S.

Gerhard Stumm, Alfred Pritz (Hrsg.) unter Mitarbeit von Martin Voracek und Paul Gumhalter, Wörterbuch der Psychotherapie, Wien New York 2000 (Springer), 854 S.

Ein gutes Lexikon ist nicht nur Nachschlagewerk, sondern auch eine Einladung zum Schmökern. Im besten Fall schlägt man erst nach und liest sich dann fest – indem man Querverweisen folgt, Assoziationen nachgeht oder einfach nur blättert. Das Personenlexikon der Psychotherapie erfüllt die Ansprüche an ein sehr gutes Lexikon. Es ist informativ, macht neugierig und lädt manchmal ein, noch mal an den Bücherschrank zu gehen und sich an längst Gelesenes zu erinnern, und ist gut gestaltet.

Der Band enthält 286 ein- bis zweiseitige Artikel zu Persönlichkeiten, „die – jede auf ihre Weise – substanzielles zur Entwicklung und Ausdifferenzierung der Psychotherapie beigetragen haben“ (S. V). Die Zahl 286 klingt nicht besonders umfangreich – und wenn man erst einmal ins Suchen gekommen ist und merkt, dass sowohl längst verstorbene als auch noch lebende Personen, und nicht nur Psychotherapeutinnen und –therapeuten, sondern auch Philosophen, Sozialarbeiterinnen, Ärzte, Kybernetiker, Soziologen, Praktiker und Forscher, Vertreter der verschiedensten Schulen und Gruppen aufgenommen worden sind, wundert man sich noch mehr: wie groß, weit und vielfältig das Feld ist, wie viele Verflechtungen und Bezüge es gibt zu den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen und unter den „Schulen“ gibt.

Jeder Artikel beginnt mit einem Foto und einer kurzen schlagwortartigen Kennzeichnung („Hauptvertreterin des triadischen Psychodramas; entwickelte das Genosozioagramm“ S. 15, „Begründer des Hypnotismus, der den animalischen Magnetismus Mesmers ablöste“, S. 70, „Philosoph, Psychologe, Wissenschaftshistoriker, Kultur- und Psychiatriekritiker, einer der bedeutendsten Intellektuellen des 20. Jahrhunderts“, S. 148, „Psychoanalytischer Sozialarbeiter, politischer Psychologe und Historiker der Psychoanalyse“, S. 133, „Wichtige Persönlichkeit beim Aufbau eines medizinischen und psychotherapeutischen Versorgungssystems in der ehemaligen DDR“, S. 217, „Einer der Gründerväter der Familientherapie, der die aktive Rolle des Therapeuten sowie die Mehrgenerationenperspektive in der Therapie betonte und als einer der ersten mit Ko-Therapeuten arbeitete“, S. 506). Schnell bleibt man schon beim Durchblättern hängen und möchte mehr wissen.

Es folgen dann ausführlicher eine Darstellung der „Stationen seines/ihrer Lebens“ sowie eine Zusammenfassung der „wichtigen theoretischen Beiträge und Orientierungen“. Die biographischen Daten erlauben einen kleinen Einblick in den sozialen Kontext, in dem das „Werk“ oder „die Beiträge“ entstanden sind. Ergänzt wird das mit Verweisen auf die wesentlichen Publikationen des Vorgestellten und auf Literatur zu Werk und Person. Die Artikel sind gut geschrieben, verständlich – und natürlich viel zu kurz und unvollständig, wenn man mit der dargestellten Persönlichkeit vertrauter ist.

Selbstverständlich ist ein Lexikon immer unvollständig, auch (zu wünschende) spätere erweiterte Neuauflagen werden daran nichts ändern. Wenn einem während des Lesens noch weitere

Personen einfallen, die auch noch aufgenommen werden könnten, kann man das jedoch auch als gutes Zeichen sehen: man wird angeregt weiter zu denken. Vielleicht können die Autoren zukünftig jeweils noch einen oder zwei Hinweise auf relevante Web-Seiten geben und am Ende ein Namensregister einfügen, damit man auch diejenigen finden kann, die zwar mit aufgeführten Personen zusammen gearbeitet haben und dort mit erwähnt werden, denen aber kein eigener Artikel gewidmet ist. Und der Verlag könnte die hervorragende Ausstattung noch mit 3 Lesebändchen krönen.

Im Gegensatz zu einem Personenlexikon wird ein Wörterbuch noch mehr das Gefühl der Unvollständigkeit erzeugen. Doch gilt auch bei dem etwas früher erschienenen „Wörterbuch der Psychotherapie“ der gleichen Herausgeber: Es wurde von einer Vielzahl von Autorinnen und Autoren zusammen gestellt, es berücksichtigt unterschiedliche Psychotherapieschulen in ihrer Verschiedenheit, es lädt zum Blättern und Weitersuchen ebenso ein wie es am Ende jedes der über 13.000 Textstichworte auf relevante weiterführende Literatur verweist und liegt angenehm in der Hand. Einige Stichworte werden mehrfach geführt – so findet man z.B. unter „Abwehr“ jeweils einen Artikel aus Sicht der Psychoanalyse, aus Sicht der Individualpsychologie, aus Sicht der Klientenzentrierten Psychotherapie und aus Sicht der Bioenergetischen Analyse. Diese Zusammenschau der verschiedenen Ansätze ist äußerst fruchtbar – man blickt über den Tellerrand hinaus und wird neugierig auf die anderen Konzepte, von denen man vielleicht doch noch viel zu wenig weiß.

Lexika nur als „Nachschlagewerke“ zu verstehen, greift zu kurz: sie sind anregend und können, nimmt man sie erst einmal zur Hand und sich dabei nur ein wenig Zeit für sie, Appetit machen auf noch viel mehr. Dies gilt in besonderem Maße für diese beiden Bände. Sollten sie Ihnen zu „preisintensiv“ sein, empfehlen Sie sie doch ihrer Bibliothek zur Anschaffung – und gehen dann hin und wieder zum Schmökern in den Lesesaal.

in: KONTEXT 3/2006

34. von Bebenburg, Wege aus einem Labyrinth

Manfred von Bebenburg, Wege aus einem Labyrinth – oder: Wie Beratung gelingen kann. Ein Werkbuch für den psychosozialen Bereich. 5 Reisen. Neu-Ulm 2005, AG SPAK Bücher (Tel. 07308/ 91 92 61) , 477 S., 39 Euro

Ein großes, dickes, pralles Buch – das neben zweispaltigem Text noch reich an Bildern, Skizzen, Sprüchen, Fotos, Geschichten, Rätseln, Anekdoten und Tabellen ist. Wer es zur Hand nimmt, begibt sich in ein Labyrinth – oder ist es ein Dschungel? Jedenfalls kann man sich drin verlieren, blättern, lesen, zwischendrin nachdenken und sich immer tief hinein begeben. „Das Prinzip vieler Labyrinth ist, dass der scheinbar kürzeste oder direkteste Weg nicht zum Ziel, zum innersten Punkt führt“ (S. 4). Insofern ist es ganz in Ordnung, wenn man zunächst hier und dort hängen bleibt oder sich einfach durch die Seiten treiben lässt.

Der Autor, erfahrener Berater, Supervisor und Fortbilder, hat viel zu erzählen. Nicht in einem Lehrbuch, sondern auf über sechzig ausgedehnten Wanderungen, in denen er sich theoretischen wie praktischen Aspekten von Beratung widmet (z.B. Nr. 4 „Blümchen Malen – Muster zwischen Klient und Berater erkennen“, Nr. 22 „Klienten und Berater als zweierlei Experten“, Nr. 52 „Kausalität, Zirkularität und die Suche nach den Schuldigen“, Nr. 57 „Krieg oder Frieden? Systemisches Arbeiten mit sich selbst“), führt er uns ein in seine vielschichtige Sicht des psychosozialen Feldes – und wie die professionellen Beraterinnen, Helfer und Therapeutinnen sich darin zurechtfinden können. Ausgehend vom systemischen Ansatz (aber beileibe nicht von

ihm alleine: dazu hat von Bebenburg mit zu vielen anderen Konzepten ebenfalls Erfahrungen gesammelt, als dass er sich auf eins beschränken würde) reichen seine Perspektiven von den theoretischen Grundlagen bis zu reichhaltigsten methodischen Hinweisen, die er im Detail, mit Beispielen und eigenen Erfahrungen, Cartoons und witzigen Lebensweisheiten anreichert.

Als Systemiker wird man das vieles wieder finden, was man kennt – und es doch meistens neu und frisch präsentiert bekommen. Der Autor erzählt gerne, wird manchmal weitschweifig, liebt Bilder und Metaphern („Wenn die Katze sich in den Schwanz beißt – Arbeit mit Teufelskreisen“) – auch das trägt dazu bei, dass man sich gerne festliest. Leider fehlen durchgehend Quellenangaben, so dass man nicht immer klar ist, was der Autor selbst entwickelt hat und was er von anderen übernommen hat (bei denen man dann weiter lesen könnte), aber das stört vermutlich nur Wissenschaftler und die, bei denen der Autor sich eifrig bedient hat. Für alle anderen ist dieser Band vor allem eine ergiebige Fundgrube, aus der man sich viel für die eigene Praxis – sei es Sozialarbeit, Beratung, Supervision oder auch Fortbildung – holen kann.

in: Systema 2/2006

35. Prior, Beratung und Therapie optimal vorbereiten

Manfred Prior, Beratung und Therapie optimal vorbereiten. Informationen und Interventionen vor dem ersten Gespräch, Heidelberg 2006 (Carl-Auer-Systeme)

Wo Prior drauf steht, ist auch Prior drin: Nach den erfolgreichen „MiniMax-Interventionen“ hat Manfred Prior ein weiteres kleines und feines Werk vorgelegt – im Grunde wieder eine Darstellung „minimaler Interventionen mit maximaler Wirkung“. Er demonstriert, wie man als Beraterin den ersten Anruf mit der Bitte um einen Therapie- oder Beratungstermin so gestalten kann, dass er die späteren Gespräche optimal vorbereitet. Wer bislang diese Telefonate eher lästig oder überflüssig empfand, wird sich zukünftig darauf freuen – wer bereits über Konzepte für diese Gespräche verfügte, wird überrascht sein, wie viele Möglichkeiten sich noch eröffnen.

Wenige Fragen und Formulierungen tragen bereits entscheidend dazu bei, dass bei der Klientin eine positive Einstellung zur Beraterin entsteht und sie sich in der Zeit bis zum ersten Termin Gedanken über ihre Ressourcen und ihre Ziele macht, wodurch sie ihre Motivation zum Erreichen dieser Ziele steigert und häufig schon erste positive Veränderungen bemerkt – was wiederum die weitere Zusammenarbeit fördert. Systemisch und hypnotherapeutisch ausgebildete Profis werden die Grundkonzepte (Wertschätzung, Auftrags-, Ziel- und Ressourcenorientierung) mühelos wieder erkennen – und gleichzeitig staunen, wie viele davon sich in ein kurzes Telefongespräch von 10 Minuten einbringen lassen. Oder auch darüber, wie man durch eine sorgfältige Unterscheidung von Begriffen wie „Therapie“, „Beratung“, „eine Art Coaching in schwierigen Situationen“, „Zusammenarbeit“ und „Gesprächen“ auf den späteren Verlauf der Gespräche positiv Einfluss nehmen kann. Zumindest sind die Konzepte und Erläuterungen des Autors durchweg plausibel und nachvollziehbar.

Das Buch liest sich wunderbar leicht und eingängig. Manfred Prior erläutert Theorie und Methode deutlich und an vielen Beispielen, so dass sie ganz einfach wirkt. Der Autor arbeitet in einer freien Praxis als Therapeut und Coach – aber jede Leserin, die professionell telefonische Anmeldungen entgegennimmt, wird die Beispiele leicht auf den eigenen Kontext übertragen können: Mitarbeiterinnen in Beratungsstellen ebenso wie Sozialarbeiterinnen oder Supervisorinnen.

So klar und ohne weiteres nachvollziehbar Priors Konzept ist – ganz von selbst setzt es sich nicht in meine Praxis um. Wenn ich es für mich nutzen will, werde ich damit experimentieren und üben. Die Lust dazu bekomme ich schon beim Lesen.

in: Systema 2/2006

36. Hosemann & Geiling, Einführung in die systemische Soziale Arbeit

Wilfried Hosemann, Wolfgang Geiling, Einführung in die systemische Soziale Arbeit, Freiburg 2005, Lambertus-Verlag,

Soziale Arbeit war schon immer systemisch angelegt, auch wenn sie das in den letzten Jahren erst über den Umweg aus Familientherapie und systemischer Therapie wiederentdeckt hat: Immer mehr SozialarbeiterInnen nehmen an Weiterbildungen zur systemischen Beratung und Therapie teil. Es hat sich herumgesprochen, dass systemische Konzepte in besonderer Weise für die Soziale Arbeit geeignet sind – auch wenn Soziale Arbeit mehr ist als Beratung und Therapie: ihre Aufgaben und Anforderungen sowie die Bedingungen, unter denen sie tätig wird, sind um ein Vielfaches komplexer und komplizierter. So ist auch Soziale Arbeit kein Sonderfall von Beratung, sondern umgekehrt stellt Beratung lediglich einen Ausschnitt dessen dar, was SozialarbeiterInnen alles leisten können. Hierfür sind systemische Ideen und Methoden von großem Nutzen.

In den letzten Jahren beziehen sich zunehmend mehr systemische Veröffentlichungen ausdrücklich auf die Sozialarbeit. So legten u.a. Lüssi, Milowitz, Pfeifer-Schaupp, Ritscher und Simmen et al. größere Entwürfe und Modelle zur „Systemischen Sozialarbeit“ vor. Die daraus ersichtliche Vielfalt möglicher Vorgehensweisen ist erwünscht und systemisch. Wilfried Hosemann und Wolfgang Geiling legen mit ihrem frisch erschienenen Buch erfreulicherweise nun einen weiteren Entwurf vor und beleuchten wieder neue Aspekte.

Sie gehen dabei von der Systemtheorie, einem wesentlichen Pfeiler systemischer Konzepte, aus. So wie Systeme zunächst eine Abstraktion darstellen, so ist auch die Systemtheorie zunächst abstrakt. Hosemann und Geiling stellen sie dar – und zeigen dann aber immer auf, wie eine Verbindung zur Praxis gezogen werden kann. Nach einem Einleitungskapitel zu verschiedenen Fragen („Wozu sollte man sich mit Systemtheorie beschäftigen?“ „Was ist das Besondere am systemischen Denken?“ „Was ist typisch für eine systemisch orientierte Herangehensweise in der Sozialen Arbeit?“) erheben die Autoren im ersten Teil die „Verbindenden Elemente zwischen systemischem Denken und Sozialer Arbeit“ – sie verstehen darunter „Beobachtung“, „Systeme“, „Zeit“, „Sinn“ und „Kausalität“, aber auch „Menschen/ Personen/ Individuen“ und „Exklusion/Inklusion.“ Diese Begriffe werden nicht nur theoretisch dargestellt, sondern es wird auch nachvollziehbar, welche Bedeutung sie für die Praxis der sozialen Arbeit haben. Jeder Abschnitt endet mit einer Zusammenfassung, mit Anregungen zum Weiterdenken und mit speziellen Literaturhinweisen.

Im zweiten Teil des Buches, den „Hinweisen für eine systemische Praxis,“ geht es den Autoren darum, wie Theorien mit Methoden, aber auch mit Haltungen und Konzepten verbunden werden können. Sie zeigen, dass sich professionelles Handeln von SozialarbeiterInnen zwischen diesen „Säulen“ bewegt und nehmen Bezug zu Beobachtungs- und Handlungsdimensionen und zum Prozess systemischen Handelns. Interessanterweise überführen sie die scheinbar systemische Idee der „Ganzheitlichkeit“ in das Konzept der „Multiperspektivität“, und stellen sich in einem weiteren Unterkapitel der schwierigen, aber für die Soziale Arbeit immer selbstverständlichen Frage einer Position „zwischen Hilfe, Kontrolle und sozialer Gerechtigkeit“. Auch hier führen sie praktische Modelle und Beispiele vor.

Der Schlussteil („Hilfsmittel“) enthält Hinweise zur Geschichte systemischen Denkens in der sozialen Arbeit, kritische Fragen an die Theorie und aus der Theorie heraus, eine Liste von Aspekten „individueller Systemkompetenz“ sowie ein kleines Glossar zu wichtigen systemtheoretischen Begriffen.

Dies ist ein wichtiges, wenn auch nicht immer einfaches oder auch nur einfach zu lesendes Buch. Die Autoren sind eindeutig an der theoretischen (Weiter-)Entwicklung interessiert, sie laden die LeserInnen immer wieder ein, mit Ihnen gemeinsam weiter zu denken: an vielen Stellen werfen sie Fragen auf und regen dazu an, selbständig weiter zu denken – aber immer mit dem Bezug zur Praxis. Wilfried Hosemann und Wolfgang Geiling bieten mit diesem Band einen weiteren Zugang zur systemischen Sozialarbeit an. „Systemtheorie ist auf die Beschreibung von Beziehungen ausgelegt. Wie in einer ‚richtigen‘ Beziehungsgeschichte kann man bestimmte Angelegenheiten von der einen Seite oder von der anderen Seite aus betrachten, oder von einem Ereignis zu einem anderen ‚springen‘“ (S. 7). Dieses Buch eröffnet einen neuen Ausblick auf eine ganze Reihe weitere Seiten der systemischen Sozialarbeit, ich wünsche ihm viele interessierte Leser, die sich von ihm anregen lassen.

in: Jugendhilfe 5/2006

37. Simmen et al., Systemorientierte Sozialpädagogik

René Simmen, Gabriele Buss, Astrid Hassler, Stephan Immoos, Systemorientierte Sozialpädagogik, Bern Stuttgart Wien 2003 (Haupt), 232 Seiten

Im vorletzten Jahr hat Wolf Ritscher seine „Systemischen Modelle für die Soziale Arbeit“ (Carl-Auer-Systeme) vorgelegt und damit einen wichtigen Entwicklungspunkt der systemischen Sozialarbeit markiert. In vergangenen Jahr veröffentlichten dann vier Autorinnen und Autoren aus der Schweiz die „Systemorientierte Sozialpädagogik“ und setzen damit einen weiteren Grundpfeiler für ein systemisches Selbstbewusstsein der Sozialen Arbeit. Seit vielen Jahren nehmen Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagoginnen die Konzepte der systemischen Therapie und Beratung in Weiterbildungen begierig auf und transponieren sie in ihre Arbeitsfelder: selbstverständlich (daran denkt man zuerst) auf die Arbeit mit Kindern, Jugendlichen und Familien, aber ebenso auch auf die Arbeit mit Kranken, Alten, Behinderten, Drogenkonsumenten und in viele weitere Arbeitsfelder und Tätigkeitsbereiche der Sozialen Arbeit. Systemische Ansätze sind viel zu wertvoll, als dass man sie nur in den klar umgrenzten Settings von Beratung und Therapie ihre anwenden sollte.

Im Gegenteil, auch und gerade dort, wo Aufträge erst mühsam entwickelt werden, wo Sozialarbeiterinnen ihre Klientinnen manchmal kontrollieren müssen, wo Kontakte und Kooperationen mit vielen Menschen (Angehörigen und Bekannten, unterschiedlichsten Profis wie Lehrern, Ärztinnen und Polizisten, Reha-Beratern und Richterinnen) notwendig und unvermeidlich sind, aber auch häufig erst mühsam erarbeitet werden müssen, wo die Gespräche nicht nur im klar abgezielten Beratungsraum, sondern auch zwischen Tür und Angel, beim Hausbesuch in der Küche, in der Wohngruppe oder bei der gemeinsamen Fahrt zum Arzt stattfinden, dort sind systemische Konzepte und Methoden besonders wirkungsvoll. Auch wenn in der Systemischen Sozialarbeit nichts grundlegend Neues erfunden wird, darf man doch überrascht sein über die Kraft des systemischen Ansatzes in diesem Berufsfeld. Erfreulich ist, dass sich diese Erfahrungen nun auch in der Publikation von Büchern zur systemischen Sozialarbeit/ Sozialpädagogik (in der Regel können heute beide Begriffe synonym verwendet werden) nieder schlagen.

In übersichtlicher und verständlicher Form präsentieren Simmen, Buss, Hassler und Immoos ihr ursprünglich als Weiterbildungscurriculum entstandenes Konzept. In sechs großen Kapiteln (1 Grundlagen, 2 Klientensystem, 3 Das Hilffsystem, 4 Externe Hilffsysteme, 5 Die Sozialpädagogin, 6 Praxisbeispiele für eine systemorientierte Sozialpädagogik) entwerfen Sie ein Modell, das sie im Spannungsfeld von Alltagsorientierung und Vernetzung der involvierten Systeme (einschließlich der Helfersysteme) verorten. Systemorientierte Sozialpädagogik beschäftigt sich eben nicht ausschließlich mit Klienten und der Frage, wie man sie am besten „behandelt“. Die Komplexität der Praxissituationen in der Sozialen Arbeit, bedingt durch eine Vielfalt von Menschen und Institutionen, Regeln, Strukturen, Gesetzen und Aufträgen verlangt mehr als nur Instrumente im Umgang mit den KlientInnen. Sie fordert die Fähigkeit, den Blick auf die verschiedenen Beteiligten, die Personen und ihre Rollen, aber auch die Institutionen und ihre innere Organisation lenken zu können – und die Kompetenz (einschließlich der Konzepte und Methoden) zum Kooperieren. Und es schließt das Nachdenken über die eigene professionelle Haltung und Identität mit ein: so wenn die Autorinnen sich im 5. Kapitel damit beschäftigen, wie die systemisch orientierte Sozialpädagogin ihren eigenen Lernprozess gestalten könnte, und Vorschläge für ein „persönliches Ressourcenmanagement“ unterbreiten. So wird einmal mehr deutlich, dass systemisches Denken und Arbeiten sich eben nicht auf therapeutisches Handeln „am Klienten“ zu beschränken braucht, sondern wesentlich vielschichtiger angewendet und genutzt werden kann.

Das Buch präsentiert ein differenziertes Grundgerüst – und unterlegt und verstärkt es durch zahlreiche Praxisbeispiele. So wird immer wieder deutlich, dass die Theorie auch in der Praxis anwendbar ist. Dass das Buch aus der Schweiz kommt und nicht jedes Detail mit den bundesrepublikanischen Gegebenheiten übereinstimmt, ist eher ein Gewinn denn Hindernis: die Unschärfen (manche Worte, Begriffe, aber auch Sachverhalte klingen ungewohnt) und Unterschiede lassen uns dadurch manchmal genauer lesen – und zeigen uns, dass unsere Wirklichkeit, wie wir sie erleben und gestalten, nicht die einzig mögliche ist. Wir sollten ruhig öfter mal über den Zaun blicken, Wie sehen eigentlich die Entwürfe der systemischen Sozialarbeit in Frankreich oder Italien aus?

in: KONTEXT 2/2004

38. Henschel, Die wirrsten Grafiken der Welt

Gerhard Henschel, Die wirrsten Grafiken der Welt, Hoffmann und Campe, 22,90

Grafiken, die einen Text erläutern und begleiten, gewissermaßen also Kon-Text sind, sollen uns das Erfassen komplexer Sachverhalte erleichtern. Genogramme sind hierfür ein gutes Beispiel: Verwandtschaftsbeziehungen lassen sich schneller begreifen, wenn wir sie als Schaubild vor uns haben, wir können besser nachfragen, leichter neugierig sein – und auch die verschiedenen Ecken und Winkel der Großfamilie leichter im Blick behalten.

Ein Bild sagt mehr als tausend Worte. Denken wir. Aber nicht immer gelingt dieser Versuch der Verbildlichung komplexer Sachverhalte. Henschel hat rund zweihundert Grafiken gesammelt und kommentiert, die aus den unterschiedlichsten Gründen ins Auge stechen: sie versagen (teilweise jämmerlich) bei dem Versuch, zu vereinfachen. Oder sie vereinfachen auf eine unverständliche oder unzulässige, häufig dadurch komische Weise. Die Beispiele stammen aus Wirtschaft und Technik, aus Kunst und Kultur – und aus Psychologie, Medizin und Therapie. So werden „the dynamics of prejudice“ ebenso verdeutlicht wie die

Planstruktur einer Klientin nach einer Problemanalyse im therapeutischen Prozess. Und auch die „Charakteristika der Postmoderne“ sowie Heinz von Foerster können wir entdecken.

Das Schöne an dem Band ist, dass wir nicht nur einfach Spaß haben. Wir werden zugleich geschult, die Aussagekraft von Verbildlichungen zu beurteilen. Nach dem Besuch dieses prächtigen Museums der misslungenen Schaubilder beginnen wir plötzlich, die überall verwendeten Grafiken in Tageszeitungen, Lehrbüchern und Fachartikeln mit ganz anderen Augen zu sehen – und sie auf ihren Vermittlungsgehalt hin zu überprüfen. Wir lernen, ein Diagramm mit vielen Kästchen, Pfeilen und Zahlen nicht mehr einfach so hinzunehmen oder an unserem Verstand zu zweifeln, wenn wir es auch nach längerem Anstarren nicht begreifen. Aber das Schönste an diesem Buch ist natürlich doch ganz einfach der Spaß beim Blättern, Schauen, Lesen, (ungläubigem) Staunen ...

in: *Kontext* 3/2003

39. Conen, Wo keine Hoffnung ist, muss man sie finden

Marie-Luise Conen (Hrsg.), Wo keine Hoffnung ist, muss man sie finden. Aufsuchende Familientherapie, Heidelberg 2002 (Carl Auer)

Aufsuchende Familientherapie hat in den letzten 10 Jahren in Deutschland Fuß gefasst – nicht zuletzt durch den engagierten Einsatz von Marie-Luise Conen und Ihrer Fachgruppe für Aufsuchende Familientherapie. Angeregt durch Ansätze aus den USA und auf der Grundlage eines soliden systemischen Basiswissens haben sie ein Modell entwickelt, das sie nun erstmals in Buchform umfassend und auf eine überaus ansprechende Art präsentieren.

Aufsuchende Familientherapie ist ausdrücklich eine Form der Hilfe und Beratung für Familien, für die die Schwelle traditioneller Angebote zu hoch ist. Sie wurde entwickelt für arme Familien mit vielen Problemen, vor allem mit Problemen, wegen denen sie selbst nicht unbedingt um Unterstützung nachsuchen würden, sondern bei denen eher die Fachleute verlangen, dass die Familien sich bei deren Lösung helfen lassen. Kurz: ambulante Familientherapie ist insbesondere für „schwierige Familien“ gedacht und hat sich nicht umsonst insbesondere im Umfeld von Jugendhilfe bereits bundesweit etabliert.

Das Buch beginnt konsequent mit einem Kapitel über „das Stärken der familialen Resilienz“, wobei Resilienz aus dem Amerikanischen stammt und auf die Fähigkeit von Klienten verweist, auch aus schwierigen, deformierten und scheinbar aussichtslosen Situationen wieder „zurückfedern“ zu können. Diese Resilienz wird von den Therapeutinnen selbst den Familien, denen angeblich nicht mehr zu helfen ist, unterstellt: „Was gibt uns professionellen Helfern das Recht, Klienten aufzugeben?“ (S. 28). Conen belegt die Berechtigung dieser Hoffnung u. a. auch mit Forschungsergebnissen.

Ein Hauptteil des Buches, ebenfalls von Marie-Luise Conen geschrieben, befasst sich mit methodischen und organisatorischen Fragen der Ambulanten Familientherapie: Wie finden wir Zugang zu Familien? Wie ist das mit Zwang („... wenn es hilft, alle an einen Tisch zu bekommen ...“)? Problemstellungen und Ziele, Erfolg und Scheitern, das Arbeiten mit Co-Therapie und Reflecting Team – eine Vielzahl von Aspekten wird auf eine profunde, von Erfahrung geprägte Weise behandelt. Nicht vergessen werden die Fragen der Kooperation mit den möglicherweise zahlreichen anderen Helfersystemen (bei aufsuchender Familientherapie sicherlich brisanter als bei „normaler“ Familientherapie) und der Finanzierung: eine der

seltenen Gelegenheiten, wo in einem Fachbuch auch einmal das doch äußerst wichtige Thema Geld angesprochen wird.

In den weiteren Beiträgen von Angelika Golz, Hartmut Voglau, Ralf Hepprich und Wolfgang Pauly, Margit Miller sowie Ivo Nicolai werden nochmals einzelne Themen, teilweise mit Fallbeispielen, aufgegriffen und ausführlich reflektiert – z.B. „Familientherapie zwischen Coach und Katzenklo“, „Wenn der Nachbar über’n Zaun schaut“ (aufsuchende Familientherapie im ländlichen Raum) oder „Herausfinden, was wirkt“ (Möglichkeiten der Selbstevaluation).

An diesem Band wird deutlich, dass auch auf diese Weise, mit diesem neuen aufsuchenden Konzept, Familientherapie ein weiteres Mal ganz selbstverständlich wieder dort ankommt, wo sie vor einigen Jahrzehnten aufgebrochen ist: in der Sozialen Arbeit und bei armen Familien. Empfehlen kann ich das Buch nicht nur für all diejenigen, die selbst Aufsuchende Familientherapie anbieten, sondern auch für Fachkräfte mit verwandten Tätigkeiten und Berufen, wie z. B. Mitarbeiterinnen in Jugendämtern oder in der Sozialpädagogischen Familienhilfe. Sie werden hier viele neue Anregungen und Hinweise erhalten – und vielleicht auch die Lust darauf, Neues auszuprobieren und damit zu experimentieren.

in: KONTEXT 2/2003

40. Ritscher, Systemische Modelle für die Soziale Arbeit/ Die Beierle-Saga

Wolf Ritscher, Systemische Modelle für die Soziale Arbeit. Ein integratives Lehrbuch für Theorie und Praxis, Heidelberg 2002, Carl-Auer-Systeme Verlag, 39,90 Euro

Die Beierle-Saga oder: Der Sprung ins Leben. Ein Lehrvideo zur Praxis der Systemischen Sozialen Arbeit mit Familien, Esslingen 2002 (Verlag der Hochschule für Sozialwesen Esslingen, Flandernstr. 101, 73732 Esslingen, hulo@vw.hfs-esslingen.de), VHS ca. 150 Min., 18,00 Euro

Auf den ersten Blick scheint es sich bei der systemischen Sozialarbeit nicht gerade um eine attraktive Sache zu handeln: das Titelbild des Buches zeigt eine ziemlich triste Betonlandschaft unter einer Autobahnbrücke. Wer möchte da schon arbeiten? Was kann da lebendig, kreativ und spannend sein? Tatsächlich aber haben wir dringend auf ein solches Buch gewartet. Bislang gibt es nicht allzu viel Literatur, schon gar nicht mit dem Anspruch eines Lehrbuchs, die systemischen und familientherapeutischen Ansätze ausdrücklich auf die Soziale Arbeit zu übertragen versuchen. Dies ist umso notwendiger, als seit über einem Jahrzehnt der systemische Ansatz mit einer ungeheuren Begeisterung von der Sozialen Arbeit aufgesogen wird. Theorie, Grundhaltungen und Methoden werden eifrigst rezipiert, allerdings bislang weitgehend unter dem Vorbehalt, dass es sich „eigentlich“ um therapeutische, also um nicht-sozialarbeiterische Konzepte handelt.

Wolf Ritscher, Professor für Klinische Psychologie, Familientherapie und Familiensozialarbeit an der Hochschule für Sozialwesen in Esslingen, möchte mit seinem Lehrbuch die systemische Theorie und Praxis in die Soziale Arbeit „einfädeln“, so dass über die pragmatische Übernahme hinaus auch theoretisch fundierte Reflexion und Kritik möglich werden. Ausdrücklich verzichtet er darauf, ein in sich geschlossenes Konzept oder gar eine Universaltheorie zu liefern. Er spricht von „Modellen“, d.h. mehreren unterschiedlichen Zugangsweisen, was auch dem systemischen Grundgedanken eher entspricht. Und er weist einen systemischen Alleinanspruch bewusst zurück: Er hält es „für wenig förderlich, mit der systemischen Keule nach anderen Theorie-Praxis-Ansätzen, z. B. der Psychoanalyse, zu werfen – die Keule könnte sich als Bumerang

erweisen“ (S. 14). Stattdessen nutzt er vorhandene Konzepte und entwickelt in Abstimmung mit ihnen seine Ansätze der systemischen Sozialarbeit.

Er beginnt mit einem kurzen Beispiel aus der Arbeit einer Jugendamtsmitarbeiterin, die von dem Vater eines Jungen, der seit Monaten nicht in die Schule geht, um Hilfe gebeten wird. Anhand des weiteren Vorgehens lässt Ritscher blitzlichtartig die zahlreichen zu entwickelnden Begriffe, Konzepte und Methoden schon einmal aufleuchten. Zugleich wird eindrucksvoll deutlich, wie viele Berührungs- und Umsetzungspunkte sich für systemische Ansätze eröffnen. Der Hauptteil des Buches besteht aus fünf großen Kapiteln, von denen jedes für sich genommen schon eine gelungene Einführung und Übersicht darstellt:

- „Exkurse zur systemischen Metatheorie“ enthält Grundlagen zur Systemtheorie und Verweise zu ökologischen wie auch zu konstruktivistischen Ansätzen, wobei immer wieder konkrete Bezüge zur Sozialen Arbeit hergestellt werden.
- „Soziale Kontexte der systemischen Arbeit mit Familien“ greift insbesondere das ökosoziale Modell von Bronfenbrenner auf; Ritscher erweitert es auf der Makroebene zu einem Viersektorenmodell, bei dem Gesellschaft aus den Perspektiven von Ökonomie, Politik, Kultur und Wissenschaft/Technik betrachtet wird.
- „Familie, familiärer Lebenszyklus und Familiendynamik“ präsentiert wichtige familiensoziologische, -psychologische und -therapeutische Daten, Ergebnisse und Konzepte; an diesem Kapitel wird deutlich, wie sehr nach wie vor der systemische Ansatz der familientherapeutischen Herkunft verpflichtet zu sein scheint (und eigentlich auch ein wenig schade, dass man sich im Blick nach vorn nicht so richtig davon lösen kann).
- „Schritte zu einer systemisch begründeten Sozialen Arbeit“ gibt eine Einführung in Theorie und Praxis der Sozialarbeit und referiert wesentliche Konzepte samt ihrem Bezug zum systemischen Ansatz.
- „Systemische Handlungsrichtlinien und Methoden für die Soziale Arbeit“ übersetzt zunächst einige systemische Leitideen wie Hypothesieren, Zirkularität, Auftrags- und Ressourcenorientierung für die sozialarbeiterische Praxis, bevor er einen Überblick über die Methoden des systemischen Arbeitens gibt.

Das Abschlusskapitel bezieht sich wiederum auf die Praxis der systemischen Sozialen Arbeit: hier hat Ritscher Praktikerinnen gebeten, in drei Berichten aus ihrer Perspektive Modelle systemischer Sozialer Arbeit vorzustellen, wie sie in der ambulanten Sozialpsychiatrie und in der gemeinwesenorientierten Jugendhilfe bereits praktiziert werden.

Durch das gesamte Buch hindurch wird deutlich, dass der Autor bemüht ist, möglichst viele Perspektiven und Aspekte einzuführen, er liefert reichhaltige Informationen: Als Lehrbuch kann es wohl nicht auf den Anspruch auf „Vollständigkeit“ verzichten, auch wenn das zuweilen der Lesbarkeit und Übersichtlichkeit ein wenig hinderlich ist (und niemals, schon gar nicht unter systemischen Gesichtspunkten, auch nur im Ansatz erreichbar ist). Für mich geht dabei zuweilen der Rote Faden zwar verloren, doch wird dies wett gemacht durch den Facettenreichtum: ich kann das Werk fast überall aufschlagen und mit Gewinn neue Aspekte und Anregungen herausgreifen. Ritscher bezieht immer wieder Stellung und eine eigene Position, wobei es ihm sowohl um die Integration verschiedener vorhandener Ansätze und Konzepte, als auch um die Berücksichtigung ökologischer, ökonomischer und politischer Aspekte geht. Systemisches Arbeiten ist für ihn nicht lediglich eine Frage des Settings oder der Technik, sondern untrennbar verbunden mit ethischen Überlegungen: „Die Ethik steht an erster Stelle, denn sie ermöglicht die

erste und prinzipielle Begründung der Sozialen Arbeit.” (S. 241). Nicht zuletzt seine jedem einzelnen Menschen zugewandte Haltung und sein Menschenbild prägen dieses Buch.

Parallel zu dem Buch hat Ritscher gemeinsam mit Studierenden das Video „Die Beierle-Saga“ erstellt, in dem er das Praxisbeispiel um den Jugendlichen, der nicht in die Schule geht, in Rollenspielen demonstriert. In insgesamt 16 Szenen werden verschiedene Phasen des Hilfeprozesses nachgespielt (vom Erstgespräch über Hausbesuche und Hilfeplangespräche mit unterschiedlichen Beteiligten bis zu Supervisionsausschnitten) und lassen – mit Hilfe von Untertiteln – einen plastischen Eindruck entstehen, wie systemische Methoden und Konzepte sich in der Praxis umsetzen bzw. beim Beobachten wieder entdecken lassen. Insbesondere für Studierende, die wenig Vorstellung von Sozialarbeit und von systemischem Arbeiten haben, kann dies hilfreich sein; Allerdings sollten sie des Schwäbischen mächtig sein oder zumindest bereit, sich hineinzuhören, sonst werden sie schnell abschalten.

Wolf Ritscher hat mit den „Systemischen Modellen für die Soziale Arbeit“ die Grundlage für entscheidende Diskussionen und Weiterentwicklungen in den nächsten Jahren geliefert: Die systemische Sozialarbeit in all ihren unterschiedlichen Formen ist auf dem Weg, im Zusammenspiel mit *und* in der Abgrenzung zu Therapie und Beratung eine eigene professionelle Identität zu entwickeln. Insofern empfiehlt es sich, nicht allzu lange auf das Titelbild zu starren, sondern das Buch aufzuschlagen, darin zu lesen und damit zu arbeiten.

in: KONTEXT 4/2002

41. Kim Berg, Lösungsorient. Arbeiten/ de Shazer et al., Lösungsmodelle

Insoo Kim Berg, Lösungsorientiertes Arbeiten mit Familien und Kindern, Ein dreitägiger Workshop auf 6 Videobändern, Video-Cooperative-Ruhr, 2000, ca. 12 Std., 182,- €, Bestell-Nr. VT 1050

**Steve de Shazer, Luc Isebaert, Gunther Schmidt, Ambulante und stationäre Lösungsmodelle für die effektive Kurzzeittherapie von Suchtproblemen, Ein dreitägiges Lehrseminar auf 6 Videobändern, Video-Cooperative-Ruhr, 1999, ca. 13,5 Std., 182,- €, Bestell-Nr. VT 911 (auch einzeln zum Preis von 49,- €, Bestell-Nr. VT 905-910)
Bestelladresse: Video-Cooperative-Ruhr, Kielstr. 10, 44145 Dortmund (www.vcr.de)**

Wer heranwachsende Kinder hat, kennt das Phänomen: da laden sie freitags und samstags Freunde ein, gegen Mitternacht kommt eine Gruppe ausgelassener Jugendlicher und feiert eine „Video-Nacht“ mit allerlei absonderlichen Action- und Grusel-Filmen, für die man selbst auf jeden Fall zu alt ist oder sich zumindest zu alt fühlt. Vielleicht würde man auch gar nicht mehr eine ganze Nacht durchhalten. Andererseits habe ich jetzt bei der video-cooperative-ruhr Videos gefunden, die – zumindest theoretisch – nicht nur für eine ganze Nacht reichen könnten, sondern mich auch hinreichend interessieren, um mich – zumindest wiederum theoretisch – eine ganze Nacht lang wach halten zu können.

Es handelt sich um Aufzeichnungen von zwei jeweils dreitägigen Seminaren zum lösungsorientierten Arbeiten. Das erste hat Insoo Kim Berg im Mai 2000 in Würzburg zum Thema „Lösungsorientiertes Arbeiten mit Familien mit Kindern“ gegeben. Die insgesamt 6 Videobänder dokumentieren den Workshop – die Vorträge von Kim Berg, die drei familientherapeutischen Sitzungen mit einer 8-köpfigen und einer drei-köpfigen Familie, die Reflexionen zu diesen Gesprächen und die Diskussionen mit dem Publikum. Sogar die Einladungen zu kleinen Übungen sind dabei – und die Auswertungen aus den Arbeitsgruppen. Da Kim Berg amerikanisch spricht, wird die gesamte Veranstaltung direkt, Satz für Satz, von

einer sehr kompetenten Dolmetscherin sowohl für die Teilnehmerinnen als auch für die Videonutzerinnen übersetzt. (Der Name der fachkundigen Übersetzerin wird leider weder im Abspann noch auf der Videohülle genannt – obwohl sie erheblich am Gelingen beteiligt ist.)

Wer den lösungsorientierten Ansatz kennt, wird natürlich auf viel Vertrautes stoßen. Und doch ist es ein himmelweiter Unterschied, ob ich dieses Konzept in Büchern lese oder ob ich es von den Meisterinnen und Meistern persönlich vorgeführt und erklärt bekomme. Höhepunkte sind die Familiengespräche, in denen Insoo Kim Berg überzeugend und ganz einfach zeigt, wie man wertschätzende Gespräche führt, und sie die ganze Palette des systemischen Fragens demonstriert. Bereits beim Erfragen der Probleme gelingt es ihr, eine gelöste Atmosphäre herzustellen, die wiederum „lösend“ wirkt. Hiervon angetan kann man sich fragen: wie hat sie das gemacht? – und sich die Stellen noch einmal ansehen. Wenn man sich das Band gemeinsam mit KollegInnen und Kollegen betrachtet, kommt man unweigerlich ins Diskutieren darüber, ob das denn jetzt schon „alles“ gewesen sein kann, wie dieser Ansatz „funktioniert“ und wie er wirkt und was man selbst davon übernehmen *könnte*. Was will man mehr von einem Fortbildungsvideo!

Denn natürlich sind solche Bänder nicht pure Unterhaltung, sondern dienen (ausschließlich!) der beruflichen Fort- und Weiterbildung – um Missverständnissen vorzubeugen: sie dürfen nur zu diesem Zweck vorgeführt werden. Übrigens gilt gerade für die Berg-Videos, dass man von ihr auch noch lernen kann, wie man mit Seminarteilnehmerinnen respektvoll und nützlich umgehen kann – wenn man genau hinsieht.

Die zweite Staffel von Videobändern, die ich mir angesehen habe, stammen von einem dreitägigen Seminar in Heidelberg im Jahr 1999, zu dem Gunther Schmidt seine beiden Kollegen Luc Isebaert aus Belgien und Steve de Shazer (den Mann von Insoo Kim Berg) aus den USA eingeladen hat. Sie stellen in Vorträgen, Diskussionen und einigen Rollenspielen mit TeilnehmerInnen „ambulante und stationäre Lösungsmodelle für effektive Kurzzeittherapie von Suchtproblemen“ vor. Steve de Shazer (der sich übrigens empört, dass sein Modell in Deutschland vom „lösungsfokussierten“ zum begrifflich unschärferen „lösungsorientierten“ Ansatz abgeschwächt wurde) referiert zu der Wunderfrage, wobei leider eine Demonstration fehlt (die Übersetzung übernimmt Gunther Schmidt). Luc Isebaert stellt das Brügger Modell der Wahlkompetenz vor, bei dem – ungewöhnlich genug – die Klientinnen von Beginn an ihr Therapieziel, kontrolliertes Trinken oder Abstinenz, selbst wählen können und sollen. Gunther Schmidt schließlich präsentiert das Modell der Fachklinik am Hardberg, das ebenfalls auf die Ressourcen und Kompetenzen der KlientInnen, darunter auch wieder die Eigenverantwortung und Wahlfreiheit, setzt. In zwei Demonstrations-Supervisionen mit Teilnehmerinnen, an denen alle drei Dozenten beteiligt sind, zeigen sie, wie sie arbeiten und was sie können. Wieder sind wir nah dran und unmittelbar dabei.

Ein absoluter Höhepunkt dieser Bänder ist dabei für mich ein zwanzigminütiges Rollenspiel von Gunther Schmidt mit einem „obdachlosen Langzeitpatienten“ (auf dem Band VT 908), bei dem er „mit der Ambivalenz des Klienten tänzelt“ und demonstriert, was es heißt, die Wahlfreiheit – in respektvoller Weise – beim Klienten zu lassen: er greift dessen skeptische Seite auf, übernimmt sie und kommt immer wieder auf sie zurück, er zieht (gedankliche) Schleifen des Rückfalls oder doch des Nicht-Vorwärts-Gehens und will nichts überstürzen. Er möchte nicht zum Advokaten der Veränderung werden, sondern eher so etwas wie „Ambivalenzcoaching“ betreiben. Indem er die vielen verschiedenen möglichen Varianten – zwischen Weitertrinken und Abstinenz, zwischen Lassen-wie-es-ist und Versuchen-zu-verändern – im Spiel lässt und beidem, sich und dem Klienten, immer wieder vor Augen führt, belässt er die Entscheidung bei dem, der sie allein treffen kann – und bewahrt sich und ihn davor, in eine Rückfall-Falle zu geraten.

Beide Seminare sind (meistens) spannend zu verfolgen. Unabhängig davon, ob es sich um die Arbeit mit Familien oder mit Alkohol- und Drogenkonsumenten handelt, bekommt man einen unmittelbaren Einblick in die Arbeit der Referenten. Natürlich ersetzt ein Videoband nicht die Teilnahme an einem Workshop oder einem Seminar. Und selbstverständlich entgeht einem vieles, wenn man nicht dabei ist: die unmittelbare Atmosphäre, die Gespräche in den Pausen, der persönliche Eindruck vor Ort – und man kann sich nicht selbst aktiv beteiligen. Das spricht für die Teilnahme direkt am Seminar – und gegen den Konsum aus der Konserve.

Aber auch die Konserve hat etwas für sich. Die technisch gut gemachten Videos lassen uns ziemlich nah ran kommen an das Geschehen und uns sehr unmittelbar an der Arbeit der ReferentInnen teilhaben. Wir können ihnen bei den Beratungsgesprächen, bei Rollenspielen und bei ihren Vorträgen nicht nur über die Schulter schauen, sondern meist auch ins Gesicht – und auch vom Publikum bekommen wir einige Ansichten mit. Wir haben die Möglichkeit, einzelne Szenen anzuhalten, unter uns Zuschauern zu diskutieren, sie nochmals anzusehen – und weiter zu diskutieren. Wir können von der bekannten Kollegin und den bekannten Kollegen sehr wirkungsvoll lernen: ihre Konzepte und Methoden der Beratung und Therapie, aber auch, wie sie so einen Workshop oder Seminar gestalten.

Die (unvermeidlichen) Längen solcher Veranstaltungen bekommen wir in der distanzierteren Perspektive des Videobeobachters ebenfalls wesentlich deutlicher mit. Aber gerade die Distanz ist es eben, die auch einen genaueren, kritischeren und damit vielleicht auch aufnahmebereiteren Blick ermöglicht: für das sinnliche Erleben ein Verlust gegenüber der unmittelbaren Teilnahme, für den Lerneffekt hingegen positiv. Und noch einen weiteren Vorteil haben diese „Seminare auf Band“: wir *können* sie uns in je einer Nacht und am Stück „reinziehen“. Auch wenn wir das nicht machen werden.

Stattdessen, ich räume es ein, habe ich mir die Bänder dann doch lieber Stück für Stück erarbeitet, sie gemeinsam mit KollegInnen oder FortbildungsteilnehmerInnen angesehen und abschnittsweise diskutiert und genau untersucht: Der Preis für so ein Videopakete lohnt sich schnell – etwa dann, wenn man als Team ein Video als Grundlage für eine selbst gestaltete interne Weiterbildung nimmt - vielleicht doch mal am Wochenende, als die erste gemeinsame Videonacht im Team.

in: KONTEXT 2/2002

42. Hofmann, Einstellungsgespräche führen

Eberhardt Hofmann, Einstellungsgespräche führen. Bewerber aus der Reserve locken, Neuwied 2000 (Luchterhand), 157 S., DM 48,-

Eigentlich ist das kein Buch, das die Soziale Arbeit besonders interessieren müsste. Wer führt schon Einstellungsgespräche, und wer traut sich dann auch noch, BewerberInnen wirklich „aus der Reserve locken“ zu wollen. Und dennoch möchte ich SozialarbeiterInnen dieses Buch, das ich beim ersten Mal eher aus Zufall in die Hand genommen habe, unbedingt empfehlen.

Es handelt sich hier nämlich um etwas, was man normalerweise in dieser Form nur schwer bekommt: eine sehr pragmatische und unideologische Einführung in das Handwerk der Gesprächsführung. Dabei orientiert es sich, so kann man es jedenfalls lesen, eher beispielhaft an Bewerbungs- und Einstellungsgesprächen. Dies Thema steht nur in wenigen Kapiteln ausdrücklich im Vordergrund, etwa wenn es um die „kommunikationspsychologische Situation des Vorstellungsgesprächs“ oder den Ablaufplan eines solchen Gesprächs geht. Aber selbst dort

kann die LeserIn die vorgestellten Konzepte ohne Schwierigkeiten auf ihre eigenen beruflichen Konversationen im Kontext der sozialen Arbeit übertragen.

Nützlich, ja wertvoll wird das Buch aber vor allem durch die zahlreichen anderen Kapitel, in denen die verschiedensten Gesprächstechniken und -methoden verschiedener Schulen präsentiert und zum Teil mit Übungsanleitungen versehen werden. Einen großen Anteil verwendet Hofmann mit gutem Grund auf die Kunst des Fragens und des gelingenden Nachfragens. Er zeigt, welchen enormen Unterschied die verschiedenen Fragearten bewirken können - und wie Sorgfalt bei der Gestaltung von Fragen sich lohnt. Wenn ich frage, dann lade ich zum Antworten ein. Je nachdem, wie ich die Einladung formuliere, wird sie angenommen, ausgeschlagen oder nur teilweise befolgt. Um gute Antworten zu erhalten, ist es hilfreich, den Befragten zu helfen - durch Anleitungen zu Konkretisierungen. Insofern ist die im Untertitel versprochene Anleitung zum Aus-der-Reserve-Locken nicht so martialisch gemeint, wie man zunächst vermuten könnte.

Ein eigenes Kapitel ist dem Meta-Modell gewidmet, mit Hilfe dessen man sich für Nominalisierungen, Universalqualifizierungen und sprachliche Tilgungen sensibilisiert. Ein weiteres Kapitel befasst sich mit „durchführungstechnischen Gesichtspunkten“ wie der Sitzordnung, dem Anfertigen von Notizen während eines Gesprächs, der Zeitplanung oder der systematischen Auswertung von Gesprächen.

Zu vielen Themen schlägt der Autor kleine Übungen vor und zeigt, wie man sein Gesprächsverhalten trainieren kann. Auch wenn die Übungen selbst nicht erschöpfend sind, so vermitteln sie doch überzeugend, dass Gesprächsführung tatsächlich gelernt und dann auch beherrscht werden kann.

Selbst dann, wenn man in Gesprächsführung schon erfahrener ist und vielleicht manches wieder erkennt, wird man noch Neues entdecken - und das Buch sicherlich schätzen als ein gelungenes Überblickswerk. Möglicherweise wird die eine oder der andere es sogar, als EinrichtungsleiterIn oder als Betriebsratsmitglied, in Vorbereitung auf eine Vorstellungsrunde im Zuge einer Stellenbesetzung mit Gewinn konsultieren.

in: Sozialmagazin 6/2001, S. 56

43. Hargens & von Schlippe, Das Spiel der Ideen

Jürgen Hargens & Arist von Schlippe (Hrsg.), Das Spiel der Ideen. Reflektierendes Team und systemische Praxis, Dortmund 1998 (borgmann), 240 Seiten, DM 38,-

Wer lässt sich schon bei der Arbeit gerne über die Schulter schauen? - Kaum eine(r), vermuten fast alle. Interessanterweise aber wissen diejenigen, die sich bei der Arbeit von KollegInnen beobachten lassen, dies nicht nur zu schätzen, sondern auch zu nutzen. In der Familientherapie sind Einwegspiegel seit langem bekannt. Das Gespräch zwischen TherapeutIn und KlientInnen wird von KollegInnen und AusbildungsteilnehmerInnen „hinter der Scheibe“ beobachtet, in den Pausen berät sich die TherapeutIn mit dem Team. Verschiedentlich gab es kleine Weiterentwicklungen, etwa wenn die BeobachterInnen mit Telefonanrufen sich direkt in das Gespräch einschalten konnten. Die wohl bislang gravierendste Veränderung wurde in den achtziger Jahren von dem Norweger Tom Andersen und seinen Teams erfunden, indem er die BeobachterInnen und ihre Reflektionen „veröffentlicht“: nach einem Gesprächsabschnitt wechselt die Richtung der Durchlässigkeit der Einwegscheibe, indem nun das Beobachtungsteam beleuchtet wird und die Familie sich samt TherapeutIn im Halbdunkel zurücklehnt und nunmehr

für einige Minuten zuhört und -sieht. Das Team spricht über das, was es beobachtet und wahrgenommen hat, kommentiert es respektvoll, entwickelt vorsichtig Ideen oder Denkvorschläge - bevor das Licht abermals umgeschaltet wird und nun wieder Familie und TherapeutIn das eben Gehörte kommentieren und besprechen.

Was sich vielleicht hier etwas umständlich und langwierig anhört, ist für alle Seiten überaus anregend und spannend. Die Familie ist - ebenso wie Paare oder EinzelklientInnen - neugierig auf das, was hinter der Scheibe gesagt wird, auf die Beobachtungen und Kommentare. In der Regel wird es als positiv empfunden, im Mittelpunkt zu stehen und dies aus der Distanz beobachten zu können. Von Vorteil ist dabei, dass man nicht unmittelbar Stellung beziehen muss. Für das reflektierende Team ist neben der Möglichkeit, einer KollegIn bei der Arbeit zuzusehen, jedes Gespräch in Anwesenheit der Familie eine Herausforderung. Tom Andersens Modell machte nicht umsonst schnell Schule. Dabei beschränkt sich die Anwendung keineswegs nur auf therapeutische Kontexte. SozialarbeiterInnen wissen ebenso wie LehrerInnen, ManagementberaterInnen und AusbilderInnen dieses relativ einfache und doch vielfältige Konzept für sich zu nutzen. Zumal es sich unkompliziert für den jeweils eigenen Praxiskontext verändern läßt, etwa indem in Ermangelung eines Einwegspiegels das reflektierende Team einfach im gleichen Raum bleibt.

Jürgen Hargens und Arist von Schlippe zeigen in ihrem Buch einen Teil der Ideen auf, die in der Praxis aus dem ursprünglichen Modell entstanden sind. Neben einem Gespräch mit dem Erfinder haben sie AutorInnen aus den Bereichen Psychiatrie, Schule, Beratung, Therapie und Supervision eingeladen, ihre Erfahrungen und Erfindungen vorzustellen. Dabei erhält die LeserIn nicht nur Einblick in verschiedene methodische Variationen, sondern bekommt auch theoretische Begründungen für das reflektierende Team und seine „Wirkungsweise“ sowie die für die jeweiligen AutorInnen dahinterstehenden Ideen und Regeln. Und sie erfährt möglicherweise bereits beim Lesen an sich selbst, wie das Spiel der Ideen zu wirken beginnt: dieses Buch regt an und ermutigt, eigene Formen des reflektierenden Teams zu erfinden und damit - respektvoll gegenüber KlientInnen und sich selbst, aber auch mutig und lustvoll - zu experimentieren.

Die Herausgeber vermuten, dass es noch einige Zeit dauern wird, bis Träger und Institutionen „den Wert schätzen lernen, den eine (manchmal) personalaufwendigere, aber zeitlich weitaus weniger intensive Beratungsarbeit bedeutet.“ Dieses Buch leistet sicher einen wesentlichen Beschleunigungsbeitrag für diesen Prozess, indem es zum Ausprobieren einlädt und ermutigt - und damit den ersten, wichtigen Schritt erlaubt, um die besondere Wirksamkeit und Attraktivität dieses Modells überhaupt beurteilen zu können. Und dann ist es auch nicht mehr weit, bis man erkennt, dass es überaus inspirierend und spannend sein kann, sich bei der Arbeit zusehen zu lassen.

in: Sozialmagazin?

44. Mücke, Systemische Beratung und Psychotherapie

Klaus Mücke, Systemische Beratung und Psychotherapie - ein pragmatischer Ansatz, Berlin 1998 (Ökosysteme Verlag), 447 S., DM ...

Noch ein weiteres Buch über systemische Beratung und Therapie. Vielleicht eines, das man nicht gleich auf den ersten Blick entdeckt, insbesondere dann, wenn man sich bei der Suche nach Fachliteratur vor allem an bestimmten Verlagen orientiert. Da entgehen einem leicht die kleinen

Nischen, in denen sich zuweilen interessante Entdeckungen verbergen können. So wurde ich erst durch einen Hinweis von einer Freundin und Kollegin auf diesen Band aufmerksam.

Klaus Mücke ist laut Klappentext Psychotherapeut, Supervisor und Fortbilder in freier Praxis in Berlin und Mecklenburg-Vorpommern. Seine systemischen und hypnotherapeutischen Weiterbildungen hat er sich vor allem in Heidelberg geholt. Und was er mit diesem Band vorlegt, ist nicht weniger als eine gut geschriebene und vor allem (wie der Titel auch verspricht) pragmatische Einführung (oder besser: ein Lehrbuch) in den systemischen Ansatz. Man mag sich fragen: wozu denn jetzt noch eines? Worin liegt bei diesem Buch der Unterschied, der einen Unterschied macht, zu den anderen (Lehr-) Büchern?

Aber genau so darf man diesen Band auch in die Hand nehmen: mit der Idee, sich eine neue oder auch nur andere Beschreibung des systemischen Ansatzes zu eigen zu machen. Mücke bezieht natürlich all das mit ein, was andere auch beschreiben: Grundprinzipien, theoretische Grundlagen, Auftragsklärung und Zieldefinition, das Setting und die Struktur systemischer Beratung und Psychotherapie, die systemischen Interventionen. Er ergänzt seine Darstellung um einige Kapitel über den Einsatz hypnotherapeutischer Konzepte in der systemischen Beratung, über spezielle Themenbereiche (Missbrauch, Gewalt, Suizid, Trennung, Abtreibung), über „die psychiatrische Problematik“ und um Ratschläge zur Verschlimmerung und Chronifizierung von Problemen.

Das Besondere an diesem Buch ist die gnadenlose Praxisorientierung: es platzt geradezu aus allen Nähten ob der zahllosen Fallbeispiele, die er aus seiner eigenen Praxis berichtet oder aus der seiner Lehrer. Und dies betrifft nicht nur Fallbeispiele, sondern auch Geschichten, Zitate, Abbildungen und Cartoons. Er stellt zusammen und berichtet aus zweiter Hand, was ihm jeweils zu passen scheint. Sympathisch ist, dass er jeweils die Quelle angibt und es nicht nötig hat so zu tun, als hätte er alles selbst er- oder gefunden.

Man nimmt dieses Buch in die Hand und beginnt sich festzulesen. Fesselnd ist, dass sowohl altbekannte Themen neu präsentiert werden, als auch dass man Geschichten und Methoden in Erinnerung gerufen bekommt, die längst aus dem Blickfeld verschwunden schienen. So wird man wissen, was man unter zirkulärem Fragen zu verstehen hat - und trotzdem die Systematik von Mücke interessiert studieren. Und auch die Anekdoten und Rätsel, die Mücke zu diesem Thema erzählt, hat man vielleicht vor langer Zeit auch schon mal irgendwo gelesen. Aber hier findet man sie wieder, locker und in einen sinnvollen Zusammenhang gestellt, ergänzt um drei ausführliche Fallbeispiele aus seiner eigenen und einem von Steve de Shazer. Alles in allem eine runde Sache. Neben anderen Standardwerken empfehle ich dieses Buch weiter an Studierende und Weiterbildungsteilnehmerinnen, die ein gut lesbaren Überblick erhalten wollen, und an Praktikerinnen, die sich mal wieder Anregungen für Ihren Alltag holen wollen, gewissermaßen als unterhaltsame, nicht allzu anstrengende Auffrischung.

in: KONTEXT 2/2000

45. Schiepek, Die Grundlagen der Systemischen Therapie

Günter Schiepek, Die Grundlagen der Systemischen Therapie. Therapie - Forschung - Praxis. Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Systemische Therapie (AGST), Göttingen 1999, Vandenhoeck & Ruprecht, 450 Seiten, mit einer CD-Rom, DM 98,-

Die Systemische Therapie ist ein relativ junges Verfahren, das nach dem Richtlinienverfahren der kassenärztlichen Versorgung nicht anerkannt ist. Die Arbeitsgemeinschaft für Systemische

Therapie hat daher 1996 Günter Schiepek beauftragt, ein Gutachten über Theorie und Praxis der Systemischen Therapie zu erstellen, auf dessen Grundlage ein Antrag auf Anerkennung gestellt werden soll. Das vorliegende Buch entstand auf der Grundlage dieses Gutachtens.

Schiepek liefert eine umfangreiche Darstellung der Grundlagen derjenigen Ansätze, die sich unter dem Begriff der „Systemischen Therapie und Beratung“ in den letzten Jahrzehnten entwickelt haben. Dabei hat er auch all diejenigen Konzepte im Blick, die sich in den Arbeitsfeldern Supervision, Organisationsberatung und Sozialarbeit herausgebildet haben. Er trägt umfangreiche Literatur und Forschungsergebnisse zusammen, wodurch allein dadurch der Band zu einer Fundgrube wird.

Nach einer ausführlichen Definition der Systemischen Therapie als einem umfassenden Therapeutischen Ansatz beginnt er mit einer Beschreibung der Elemente des systemischen Menschenbildes und der daraus folgenden therapeutischen Grundhaltungen. Der systemische Ansatz ist eben nicht nur eine Technik, sondern fußt auf einem Bild vom Menschen als einem autonomen, sich und seine Wirklichkeit selbst aktiv gestaltendem Wesen, das nicht einfach von außen beeinflusst und gesteuert werden kann. Aus dieser Prämisse heraus ergeben sich Anforderungen an (so die folgenden Kapitel) die Kontext- und Prozessgestaltung, die Therapiedauer und Anwendungsformen, die Gestaltung der Therapeut-Klient-Beziehung sowie die Erklärungsmodelle therapeutischer Veränderungsprozesse. Schiepek beschreibt dabei die verschiedenen Konzepte, Beschreibungen und Vorgehensweisen, die in der systemischen Szene hierzu gewachsen sind, ergänzt sie um Forschungsergebnisse und liefert so einen umfassenden Überblick. So ergibt sich ein interessantes Nachschlagewerk, das allerdings keine methodischen Anleitungen oder auch Übungsmaterialien und Praxisbeispiele enthält.

Ein Kapitel beschäftigt sich mit der Prozessforschung, d.h. der Frage, wie die Entwicklung und Veränderungen von Systemen sich beschreiben und erforschen läßt. Schiepek stellt eine Reihe von Forschungsansätzen vor, untermalt durch zahlreiche Abbildungen. Auch wenn sich dieser Abschnitt - so wie einige andere des Bandes auch - nicht ganz einfach lesen läßt, legt er doch das Augenmerk auf einen wesentlichen Aspekt von Beratung und Therapie, aber auch von Sozialer Arbeit ganz allgemein: Menschen sind komplexe Systeme, die sich in der Zeit „bewegen“ und dabei auch durch Rückkoppelungseffekte beeinflusst werden. Ein Therapie- und Beratungsansatz, der diesen Aspekten gerecht werden will, darf sich nicht allein auf Theorie sowie Techniken und Methoden beschränken, sondern muss auch Vorgehensweisen entwickeln, wie diese Prozesse erfasst, untersucht und ausgewertet werden können. Ein wesentliches Verdienst dieses Bandes besteht sicherlich darin, dass er konsequent den Blick immer auch auf „systemische Forschung“ richtet, so etwa auch in einem Kapitel über Effektivitätsnachweise.

Hinzu kommen Überlegungen zu dem Verhältnis zwischen Systemischer Therapie und anderen psychotherapeutischen Konzeptionen, ein Überblick über systemische Erklärungsmodelle einiger „interaktioneller Krankheiten/ Gesundheitsen“ sowie Darstellungen verschiedener Anwendungs- und Indikationsbereiche Systemischer Therapie. Der Band schließt ab mit einem Kapitel über den aktuellen Stand der Weiterbildung zum Systemischen Therapeuten/ zur Systemischen Therapeutin.

Damit ist aber Schiepek noch nicht am Ende: dem Buch liegt eine CD-Rom bei, die das sehr umfangreiche Literaturverzeichnis (mit über 1.600 Verweisen), eine tabellarische Übersicht der 26 in den Text einbezogenen Studien sowie einen kleinen Text enthält über die Klangumsetzung einer Therapiesitzung. Auch diese findet sich als waf-Datei auf der CD und kann am PC gehört werden - ein interessantes Experiment, bei dem ein therapeutisches Gespräch in eine Partitur übertragen wurde, um es anschließend „vertont“ als Musikstück hören zu können

„In der Systemischen Therapie wird der Mensch nicht nur als denkendes, sondern auch als fühlendes Wesen betrachtet. Denken und Fühlen, Kognition und Affekt sind untrennbar verbunden und bedingen sich gegenseitig“ (S. 47). Schiepek setzt dies konsequent um, wenn er mit seinen „Grundlagen“ die LeserInnen nicht nur als intellektuelle Wesen anspricht, sondern auch ihre anderen Sinne herausfordert: neben dem beigegeführten „Musikstück“ ist der Text um 12 farbige Drucke der Malerin Isolde Folger bereichert, eine Bereicherung für den im übrigen auch insgesamt sehr schön gestalteten Band.

Selbst wenn sich dieses Werk in erster Linie auf Therapie und therapeutische Settings bezieht, kann es doch von all jenen im weiten Feld der Sozialen Arbeit mit Gewinn zur Hand genommen und gelesen werden, die sich für die Hintergründe und theoretischen Grundlagen interessieren, die einen fundierten Überblick über die gegenwärtigen systemischen Konzepte oder über die aktuellen Forschungskonzepte erhalten wollen oder die einfach nur auf der Suche nach einem ganz speziellen Thema im Bereich des systemischen Arbeitens sind.

in: Sozialmagazin 1/2001, S. 55f

46. Maier, Who is Who der Sozialen Arbeit

Hugo Maier (Hrsg.), Who is Who der Sozialen Arbeit, Freiburg im Breisgau 1998 (Lambertus), 664 Seiten, gebunden, DM 98,-

Das erste „Who is Who“ erschien 1848 in England, es stellte die, wie man heute sagen würde, „VIPs“, die „sehr wichtigen Personen“ der Gesellschaft vor. Damit ergänzten sie die Handbücher des Adels (in Deutschland etwa der „Gotha“) und erweiterten so den Kreis der High Society: zugleich definierten sie dadurch diesen Gesellschaftskreis.

Genau 150 Jahre später erscheint erstmals ein „Who is Who der Sozialen Arbeit“. Unter der Leitung von Hugo Maier hat ein Team von AutorInnen insgesamt 600 ausführliche Biographien erstellt. Sie erläutern die Lebensdaten und die Lebenswerke von Frauen und Männer, die das Berufsfeld Soziale Arbeit in Deutschland entscheidend geprägt haben: als SozialarbeiterInnen, als WissenschaftlerInnen, als PolitikerInnen, als Verbandsfunktionäre oder als Förderer.

Aufgenommen wurden, anders als in den originalen „Who is Who“, nur bereits verstorbene Personen. Ziel des Bandes ist es u.a. auch, einen Beitrag zur Definition des Berufsfeldes über den Bezug zu Personen herzustellen: es waren Menschen, die Konzepte, Ideen und Methoden entwickelt, angewandt, verändert und verbessert haben. Es waren Menschen, die sich engagiert, eingesetzt und exponiert haben, indem sie die Sozialarbeit und Sozialpädagogik voranbrachten. Häufig wird beklagt, dass dieses Berufsfeld noch nicht genügend etabliert und angesehen sei. Nimmt man dieses „Who is Who der Sozialen Arbeit“ zur Hand, wird einem fast schlagartig (wieder einmal) bewußt, wie jung dieser Arbeitsbereich ist, wie kurz die zu rezipierende Geschichte und wie viele Menschen an ihrer Entwicklung beteiligt waren - und dass auch wir heute genauso beteiligt sind.

Es ist beeindruckend, was das Autorenteam zusammengestellt hat. In jedem einzelnen Fall lohnt es sich, nachzuschlagen - unabhängig, ob man einen bekannten Namen sucht oder einfach drauflos liest: man erhält neben der Charakterisierung in einem zusammenfassenden Satz zunächst einige biographische Daten, bevor die Arbeits- und Lebensschwerpunkte der porträtierten Person ausführlich dargestellt werden. Die Beiträge schließen ab mit Hinweisen auf weiterführende Primär- und Sekundärliteratur.

Fotos fehlen leider (bis auf den Einband, aber die dort Dargestellten bleiben bedauerlicherweise anonym), ebenso wie ein Personenregister oder (wenigstens kurze) biographische Angaben zu den AutorInnen der Beiträge. Aber all das ist von geringer Bedeutung, denn es handelt sich erklärtermaßen um ein „work in progress“: es wird weiterentwickelt, unter anderem auch im Internet (www.lambertus.de), spätere Auflagen werden verbessert. Was nicht unbedingt bedeuten müsste, dass sie umfangreicher werden.

Eine der Hauptfragen der AutorInnen lautete: Wer kommt rein, wer nicht? Ein einleitender Beitrag von Hugo Maier beschreibt die Entstehungsgeschichte des Bandes nachvollziehbar. Den LeserInnen bleibt es überlassen zu entscheiden, ob und wie weit sie die Auswahl für geglückt halten. Voraussetzung hierfür ist, sich einzulesen - für die nächste Auflage würde ich mir zwei, drei Lesebändchen wünschen.

Geeignet ist dieses Nachschlagewerk und Lesebuch für alle, die neugierig sind auf die Geschichte der Sozialen Arbeit und auf die Menschen, die sie gestaltet haben. Für alle, die im Feld der Sozialen Arbeit lehren und lernen, dürfte es unverzichtbar werden. Ich wünsche dem Buch viele interessierte LeserInnen, die sich dann auch an der Diskussion um die Frage „wer gehört zur High Society der Sozialen Arbeit, wer nicht?“ engagiert beteiligen.

in: KONTEXT 1/2000

47. Simon & Rech-Simon, Zirkuläres Fragen

Fritz B. Simon & Christel Rech-Simon, Zirkuläres Fragen. Systemische Therapie in Fallbeispielen: Ein Lernbuch, Heidelberg 1998 (Carl-Auer-Systeme Verlag), 291 Seiten, DM 49,80

„Ein Ehepaar erzählt einen Witz“ heißt eine kurze Geschichte von Kurt Tucholsky aus dem Jahr 1931. Die Partner wollen dem Gast den Witz von dem Wanderer, der nachts zu einem alten Bauern und seiner Frau kommt, erzählen. Aber sie unterbrechen sich gegenseitig ständig, jeder vermeint, die Geschichte besser erzählen zu können. Es endet im Streit, beide verlassen türenknallend den Raum, der Zuhörer bleibt allein: „Jetzt sitze ich da mit dem halben Witz. Was hat der Mann zu der jungen Bauersfrau gesagt?“

In manchem (nicht allem) erinnert „Zirkuläres Fragen“ an diese Geschichte. Das Ehepaar Simon - er bekannter systemischer Therapeut und Berater, Autor vieler bekannter Bücher, sie analytische Kinder- und Jugendlichen-Psychotherapeutin - stellt das systemische Arbeiten anhand von Gesprächsprotokollen, die ausführlich kommentiert werden vor. Der Begriff des „zirkulären Fragens“ steht hier umfassend für systemische Interviewtechniken überhaupt und nicht nur für eine bestimmte Frageform, die „im Kreis“ oder „über Eck“ fragt („Was würden Ihre Eltern sagen, wenn ich sie fragen würde, worin Ihre Stärken bestehen?“).

Ähnlich wie bei Tucholsky geht es um Paare, Familien und Einzelklienten, zu denen ein Dritter, manchmal auch Vierter (die Therapeuten als Wanderer) dazu kommt und mit denen er ins Gespräch kommt. Allerdings erfahren wir hier nicht nur, was die Therapeuten ihren Gesprächspartnerinnen und -partnern sagen, sondern wir bekommen auch noch kurz, knapp und informativ erläutert, warum und wozu sie es sagen.

Grundlage des Buches sind Videobänder von Therapiesitzungen Fritz Simons (einige von ihnen hat er gemeinsam mit anderen seiner Heidelberger Kollegen geführt), die Christel Rech-Simon gesichtet und einige Sequenzen daraus ausgewählt hat. Diese Beispiele wurden unter jeweils einem Aspekt systemischen Arbeitens bzw. auch einiger Fallstricke ausführlich dokumentiert und

erläutert - unter Kapitelüberschriften wie „Das Ziel der Therapie (Familie Bastian, Teil 1)“, „Externalisierung und Personalisierung des Problems/ Veränderungsneutralität (Familie Lukas, Teil 1)“, „Die Rolle der Psychiatrie/ Chronifizierung mit Hilfe der Institution (Herr Florin)“, „Paartherapie/ Die Funktion des Symptomverhaltens für die Zweierbeziehung (Herr und Frau Schönberg, Teil 1)“ oder „Ein Ritual (Familie Bastian (Teil 3))“.

Die Stärke dieses Buches liegt im Zuschauen-dürfen: die ausführlichen Transkriptionen lassen uns auf spannende Art und Weise an der Arbeit des Heidelberger Teams teilhaben. Anders als ein theoretisches Lehrbuch wird hier die Vorgehensweise unmittelbar nachvollziehbar. Die Kommentare sind nicht zu häufig und zu lang, aber immer an den richtigen Stellen. Und so können wir was abgucken. Und trotzdem kommt die Theorie nicht zu kurz - auch wenn das Autorenpaar diejenigen Leser, die sich bei der Lektüre „mit der bewährten akademischen Frage quälen: ‚In der Praxis funktioniert es, aber tut es das auch in der Theorie?‘“ auf andere Bücher verweist. Für alle, die dann doch noch mal gerne einen kurzen Überblick über den idealtypischen Ablauf einer Sitzung sowie das Handwerkszeug in Form von Fragearten und Interventionsformen hätten, wird auch dieser am Schluss des Buches noch geboten.

Bei Kurt Tucholsky erfahren wir zwar nicht die Pointe, aber seine Geschichte ist trotzdem gut. Was sich auch daran zeigt, dass nach fast 70 Jahren zumindest ihr Titel als geflügeltes Wort immer noch bekannt ist. Das Buch von Simon und Rech-Simon benötigt keine Pointe, es ist kein Witz - auch wenn es manchmal witzig ist. Es stellt eine sehr schöne, praxisnahe Präsentation systemischen Arbeitens dar, die sich nicht nur an Therapeuten und Therapeutinnen richtet, sondern an alle, die das Zirkuläre Fragen - im weitesten Sinn - lernen und für sich weiterentwickeln möchten: Erzieherinnen, Sozialarbeiterinnen, Psychologinnen, Organisationsberaterinnen, Ärztinnen. Das Buch ist gut und als anspruchsvolle, aber dennoch leicht verdauliche Lektüre zu empfehlen. Es wird vielleicht keine sieben Jahrzehnte überdauern, aber doch einige Jahre als Standardwerk gelten können.

in: KONTEXT 2/1999, S. 174f

48. El Hachimi & Stephan, SpielArt

Mohammed El Hachimi & Liane Stephan, SpielArt - Konzepte systemischer Supervision und Organisationsberatung. Instrumente für Trainer und Berater, Mappen mit jeweils 30 Karten:

Mappe 1: Unterbrecher

Mappe 2: Beginnings und Endings

Mappe 3: Kreative Kommunikation

Göttingen 1999, Verlag Vandenhoeck & Ruprecht, jede Mappe jeweils DM 28.-

Eigentlich eine ganz pfiffige Idee: Spiele und kleine Übungen, die sich in Supervisionen, Organisationsberatungen und auf Seminaren bewährt haben, unter bestimmten Themen zu sammeln und auf jeweils einem Kärtchen kurz vorzustellen. So kann man als Beraterin oder als Fortbilder den Kolleginnen und Kollegen ein wenig über die Schulter schauen und für die eigene Praxis dazulernen. Wenn die Anregungen dann noch auf einzelnen Karten stehen, die man je nach Bedarf auswählen und mitnehmen kann, um sie in aller Kürze sich vor Ort dann noch mal zu vergegenwärtigen kann, so erscheint das sehr anwendungsfreundlich. Die Autoren Christiane Stephan und Mohammed El Hachimi scheinen zudem als erfahrene systemische Berater und Fortbilder geradezu prädestiniert für ein solches Projekt.

Nach den Ankündigungen war ich gespannt auf die ersten drei Mappen (weitere sind in Vorbereitung) - und etwas enttäuscht, als ich sie dann in den Händen hielt. Äußerlich sind sie ansprechend gestaltet. Jede Mappe enthält 30 Karten. Auf jeder dieser Karten ist jeweils eine Anregung für ein Spiel oder eine Übung zum Thema. Als Beispiel sei hier die Übung 9 der Mappe Kreative Kommunikation genannt, eine „Depressionsgeschichte“ mit dem Titel „Mein Name ist Depri“. Nach einer kurzen standardisierten Beschreibung der Rahmendaten („Worum es geht: Exzentrizität, Kreativität, Verhaltensmuster, Spaß. Dauer: 45 Minuten. Gruppengröße: 6 - 30 Teilnehmer“) folgt die Übungsanleitung: „Jeder Teilnehmer überlegt sich eine Geschichte, die sein depressives Verhalten beschreibt. Die Geschichte soll beginnen mit: ‚Ich heiße Depression. Ich bin sechs Jahre alt und lege mich gerne tagsüber hin ...‘ Die Teilnehmer tauschen sich anschließend paarweise aus.“ Am Fuß der Karte gibt es, wie zu vielen anderen Übungen auch, noch einen Variationsvorschlag: „Die Geschichte hat ein anderes Thema, zum Beispiel ‚Ich heiße Schlaf ...‘“. Und das war es dann auch schon.

Nicht, dass die Karten nicht neue Ideen enthielten (auch wenn ein paar altbekannte Spiele dabei sind – was aber nichts macht). Irritierender ist, dass die Beliebigkeit so deutlich wird. Gerade in der Mappe „Kreative Kommunikation“ wird man das Gefühl nicht los, es mit „Psychospielen“ zu tun zu haben: „Hauptsache, wir haben uns mit uns selbst beschäftigt – und uns anschließend darüber ausgetauscht“. Oder, mit anderen Worten und am Titel der Reihe orientiert, es geht um „l'art pour l'art“ unter dem Deckmantel „systemischer Konzepte“. Zweierlei möchte ich dabei nicht abstreiten: Erstens sind Übungen und Spiele auf Seminaren und in Supervisionen manchmal das Salz in der Suppe – sei es als Auflockerung, um den Einstieg zu erleichtern oder um sich warmzulaufen, oder sei es als Verdeutlichung und Verdichtung des Themas, an dem man gerade arbeitet. Und zweitens haben Mohammed El Hachimi und Liane Stephan alle diese Übungen sicherlich mit Erfolg in ihrer Arbeit eingesetzt – und zwar so, dass es „gepaßt“ hat - thematisch, inhaltlich oder auch nur zum Gruppenprozess und als Gestaltungselement für die Atmosphäre. Nur wird mir mit diesen drei Mappen und insgesamt 90 Karten (wieder einmal) deutlich, dass das entscheidende eigentlich nicht die Ideen selbst sind, sondern die Frage der Umsetzung: wie gehe ich als Trainer, Supervisor oder Teamleiter vor, um die Anweisung „Abschließend werden in der Gesamtgruppe die Erkenntnisse vorgestellt“ mit Nutzen und Gewinn umzusetzen. Und da kann man von den Karten (es gibt auch keinen Begleittext) leider nichts lernen.

Gehofft hatte ich auf ein Instrument, das ich an Teams weitergeben kann, die ihre Teamsitzungen auflockern und neu gestalten wollen. Hier sehe ich einen großen Bedarf. Tatsächlich kann ich die SpielArt-Mappen vor allem den Supervisoren und Fortbilderinnen empfehlen, die selbst bereits Erfahrungen mit dem Einsatz von Spielen und Übungen haben und die sich sicher und souverän fühlen, neue Ideen auszuprobieren und evtl. auch abzuwandeln. Am besten gefallen hat mir hier die Mappe Unterbrecher, weil sie unverhohlen aus ist auf Spaß, Spiel und Lockerung und noch am wenigsten therapeutisierende oder pädagogisierende Motive unterstützt. Aber insgesamt erscheint es mir gar nicht mehr so notwendig, die Ideen von Kollegen in gesammelter Form zu erfahren. Zumal ich den Preis für diese Mappen, gemessen am Inhalt, zu hoch finde.

Eingereicht bei KONTEXT, nicht veröffentlicht (1999)

49. Stöver, Akzeptierende Dogenarbeit

Heino Stöver (Hrsg.), Akzeptierende Drogenarbeit. Eine Zwischenbilanz, Freiburg 1999 (Lambertus), 348 Seiten, DM 44,-

Vor zehn Jahren veröffentlichte Heino Stöver gemeinsam mit Klaus Schuller den Band „Akzeptierende Drogenarbeit. Ein Gegenentwurf zur traditionellen Drogenhilfe“. Damit wurde damals ein Ansatz vorgestellt, der traditionelle Haltungen und Vorgehensweisen in der Drogenpolitik wie in der Drogenarbeit seit Mitte der achtziger Jahre in Frage stellte. Was damals noch neu und teilweise „revolutionär“, in manchen südlichen Bundesländern Deutschlands auch ziemlich utopisch klang, weil es einen radikal anderen Umgang mit den KonsumentInnen illegaler Drogen verlangte, wird nun heute einer „Zwischenbilanz“ unterzogen.

Stöver und dem AutorInnen-Team gelingt der selbstkritische Blick auf die Entwicklungen der vergangenen Jahre überzeugend. Man kann auf spannende Weise nachvollziehen, wie die ursprünglich plakativen, kämpferischen Ansätze und Haltungen einer gemäßigeren, pragmatischeren Herangehensweise gewichen sind, ohne dass sie aufgegeben wurden. Nach wie vor ist erkennbar, dass der drogenkonsumierende Mensch mit seinem Recht auf Würde und Gesundheit im Mittelpunkt steht. Und ebensowenig ist verloren gegangen, dass der Umgang unserer Gesellschaft mit Drogen nicht nur eine professionelle, sondern immer auch eine politische Frage ist. Aber der Blick ist differenzierter und selbstkritischer geworden. Die „Akzeptierende Drogenarbeit“ hat sich, und das wird auch in den Beiträgen dieses Bandes durchgehend deutlich, um die praktische (Sozial-)Arbeit mit den GebrauchterInnen ebenso wie um die Veränderung drogenpolitischer Positionen bemüht. Vielleicht ist es kein Zufall, sondern ein gutes Zeichen und auch eine Bestätigung für die akzeptierenden Ansätze, dass dieses Buch just in dem Moment erschien, als das Bundeskabinett einen Gesetzentwurf zur Legalisierung sog. Fixerstuben vorlegte. In ihnen sollen sich Drogenkonsumenten legal unter guten hygienischen Bedingungen ihren Stoff spritzen können - einer Forderung, die seit langen Jahren, auch mit Verweis auf gute Erfahrungen z.B. in der Schweiz, erhoben wurde.

In über 20 Beiträgen (dieser Band ist doppelt so umfangreich wie der damalige) umreißen die AutorInnen das gesamte Spektrum der Fragestellungen. „Akzeptanz“ umfasst, so Körkel in einem Beitrag, in diesem Konzept sowohl eine ethisch-normative Haltung als auch bestimmte Arbeitsansätze, beide Aspekte finden in diesem Band ihren deutlichen Niederschlag. Um einen Eindruck von der Vielfalt der Perspektiven zu vermitteln: Die Themen reichen vom professionellen Selbstverständnis von SozialarbeiterInnen in der Akzeptierenden Drogenarbeit (Irmgard Vogt) über Anmerkungen zur Auseinandersetzung um das Verständnis von Drogenabhängigkeit (Peter Degkwitz) bis hin zur Frage, was man für die Suchtprävention (Peter Franzkowiak) und für die Arbeit mit Konsumenten der legalen Droge Alkohol (Joachim Körkel) von der Akzeptierenden Drogenarbeit gelernt hat, von „Ecstasy-Drugchecking“ (Artur Schroers), Kontaktläden, Gesundheitsräumen, Substitutionsbehandlung, ärztlich kontrollierter Heroingabe (alle Ingo Ilja Michels und Heino Stöver), der Drogenakutbehandlung (Jan-Hendrik Heudtlass) und der stationären Therapie (Christian Evers und Georg Kurz-Lund) bis hin zu „Cannabis in Apotheken - ein Modell für die Zukunft?“ (Jens Kalke und Peter Raschke) und „Ecstasy: neue Droge, alte Politik?“ (Kalke und Michels). Damit allein schon bietet der Band einen tiefen Einblick in die Haltungen, Konzepte und konkreten Arbeitsansätze dieses Arbeitsfeldes.

Besonders spannend aber wird es im letzten Teil des Buches, der sich nochmals explizit den „Fallen“ der Akzeptierenden Drogenarbeit widmet und klärungsbedürftige Punkte benennt. Die sich zum Beispiel dadurch ergeben, dass sich die Akzeptierende Drogenarbeit „von einer politischen Bewegung zum sozialen Dienstleistungsangebot“ (Jutta Jacob et al.) entwickelt hat und sich allmählich aus einem Selbsthilfe-ähnlichen Status heraus professionalisiert und auch professionalisieren muss. Offen ist auch weiterhin, welche Rolle der Begriff und das Konzept von „Sucht“ spielen soll. Und schließlich wenden sich Michels und Stöver der „Ausblendung ordnungspolitischer Vorstellungen in der Akzeptierenden Drogenarbeit“ zu: Wie geht man z.B. damit um, wenn sich Bürger eines Viertels beschweren, dass die von dem Kontaktladen

ausgegebenen Spritzen nach Gebrauch auf Kinderspielplätzen liegen, und den Einsatz der Polizei fordern? Auch hier sind die Positionen nicht mehr so einfach wie in den ersten Jahren, als man undifferenziert und parteilich zwischen „uns“ und „denen“ unterschied.

Die Stärke des Buches liegt neben dem Überblick über den aktuellen theoretischen und praktischen Stand der Akzeptierenden Drogenarbeit in der Klarheit und Offenheit, mit der man die Entwicklung dieser Bewegung verfolgen darf und der selbstkritischen Haltung, an der uns Stöver und seine AutorInnen teilhaben lassen. Und uns damit, über das Arbeitsfeld Drogen hinaus, eine Vorstellung davon geben, dass sich professionelles soziales Engagement mit der Zeit weiterentwickelt und verändert: Einerseits vermittelt das Buch Hoffnung, wenn man bedenkt, wieviel diese hochmotivierte und engagierte Bewegung in 10 Jahren verändert hat. Andererseits vermittelt es Augenmaß und relativiert die Bedeutung und das Gewicht, das man eigenen Zielen und Ideen zumisst, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass sich der missionarische Eifer und die sichere Überzeugung im Rückblick anders ausnehmen als in der Gegenwart.

in: Sozialmagazin

50. Schiepek et al., Synergie und Qualität in Organisationen

Günter Schiepek, Christoph Wegener, Dunja Wittig und Gerrit Harnischmacher, Synergie und Qualität in Organisationen. Ein Fensterbilderbuch, Tübingen 1998 (dgvv-Verlag), 88 Seiten, DM 39,-

Dies ist eine merkwürdige Mischung: Neben dem Titel „Synergie und Qualität in Organisationen“ ist ein Orchester abgebildet, der erste Teil des Bandes gibt eine vielleicht gar nicht so abstrakte, aber ziemlich komprimierte Einführung in einige Aspekte der Systemtheorie(n), während der zweite Teil mit den kindlich wirkenden Zeichnungen und vielen gelöcherten Seiten aus Karton auf den ersten Blick stark an ein Kinderbuch für Zweijährige erinnert. Aber die Mischung macht's:

Wer eine kurze Zusammenfassung ausgewählter systemtheoretischer Begriffe und Konzepte (unter den Kapiteln Komplexe Systeme, Systemmodellierung, Selbstorganisation, Qualitätssicherung, Ressourcenorientierung, Kooperation, Organisationsentwicklung, Systemkompetenz) sucht, ist hier gut bedient. Zumal die Kapitel jeweils um einige Empfehlungen für weiterführende Literatur ergänzt sind. Allerdings sollte die Leserin oder der Leser bereits über Vorerfahrungen mit systemtheoretischen Konzepten, der Diskussion um Qualitätssicherung und systemischen Beratungsansätzen verfügen. Denn für sich genommen, ist der Text dann doch recht knapp gefasst. Woran im übrigen auch die auflockernden Abbildungen (von Eschers Händen über Vesters Wölfe und Hasen bis zu Picassos Skizzen eines Stieres) und Tabellen nichts ändern, die man bereits aus anderen Büchern kennt (und bedauerlich ist dabei nur, dass selbst zu Abbildungen, die samt ausführlichem Begleittext aus anderen Werken übernommen wurden, keine Quellenangaben zu finden sind). Vielleicht ist dieser Überblick für all jene besonders hilfreich, die Anregungen dafür haben wollen, wie sie anderen eine Einführung in Systemtheorie(n) geben wollen. Hier finden Sie auf komprimierte und sachkundige Weise Material.

Im zweiten Teil wollen die Autoren darstellen, wie diese abstrakten systemtheoretischen Konzepte auf die Praxis einer Psychotherapie- bzw. einer Notaufnahmestation übertragen werden können. Seite für Seite erschließt sich dem Leser beim Umblättern eine jeweils komplexere Darstellung der von den Autoren für wesentlich befundenen Wirkungszusammenhänge, indem einerseits die aufgezeigten Verflechtungen, andererseits die

mittels immer mehr Fenstern sichtbaren Systembestandteile (in Bild und Text) von Seite zu Seite hinzukommen. So werden die Verbindungen zwischen sozialem Umfeld, Problemverhalten, öffentlicher Meinung, Patientenkonstellationen, stationären Angeboten etc. allmählich entwickelt und können von den Lesern nachvollzogen werden. Im Anschluss an die Bilderbücher folgen ausgewählte Darstellungen der bereits präsentierten Unternetzwerke. Anhand exemplarischer Fragestellungen wie „Zielkriterien der Effektivität“, „Individuelle und soziale Faktoren“ oder „Wirtschaftlichkeit und logistische Faktoren, Unternehmensumwelt“ werden die Leserinnen wie bei einem Reiseführer nochmals über verschiedene „Routen“ durch das System geführt, sie erhalten hier gewissermaßen eine fachkundige Leseanleitung nachgeliefert. Dies mag angesichts der bei aller Übersichtlichkeit doch vorhandenen Komplexität für die eine oder den anderen hilfreich sein.

Mir erscheint die Form des allmählichen Entwickelns immer komplexerer Vernetzungen mittels eines Fensterbilderbuchs gelungen, um die Vielfältigen Wirkungszusammenhänge innerhalb einer Station zu verdeutlichen. Dies kann durchaus auch Modell sein für die Darstellung anderer Systeme. Weniger modellhaft allerdings ist für mich die nur unzureichend berücksichtigte Einflüsse der Autoren auf das, was sie in diesem Band entwickeln und vorführen, gewissermaßen also ihre eigene schöpferische Leistung: Systeme (einschließlich all ihrer Bestandteile und deren Beziehungen untereinander) existieren nicht, sondern werden von den Beobachtern erst durch ihre Analyse und Beobachtung erfunden, die Zusammenhänge existieren nicht, sondern werden konstruiert. Gerade bei der Diskussion um Qualitätssicherung im Gesundheitswesen hätte diese Perspektive der Kybernetik 2. Ordnung, das Bewußtsein um den eigenen kreativen Anteil hilfreich sein können. Denn auch Qualität ist keine Eigenschaft und kein Merkmal von Dingen oder Einrichtungen, sondern das Ergebnis eines Bewertungsprozesses durch ein Individuum. Wünschenswert wäre, wenn dies bei einer späteren Auflage berücksichtigt würde. Im übrigen gilt, wie gesagt: Die Mischung macht's – ein durchaus anspruchsvolles Bilderbuch.

in: KONTEXT 1/1999, S. 78ff

51. Schwertl et al., Sucht in systemischer Perspektive

Walter Schwertl, Günther Emlein, Maria L. Staubach & Elke Zwingmann, Sucht in systemischer Perspektive. Theorie, Forschung, Praxis, Göttingen 1998 (Vandenhoeck & Ruprecht), DM ...

Mit „Sucht“ und „Abhängigkeit“ tun sich Systemikerinnen und Systemiker nach wie vor schwer. Was für sie bei „Schizophrenie“ bereits in Frühzeiten Herausforderung und Kernstück war, traut man sich bei „Sucht“ und „Abhängigkeit“ offenbar bis heute noch immer nicht richtig (zu): sie als ein Konzept und eine Konstruktion zu verstehen und aus der Perspektive der Beobachterin zum Nutzen der Patientinnen zu dekonstruieren, d.h. durch das Konzept des gesunden (wenngleich auch nicht unbedingt glücklichen) Menschen zu ersetzen. Möglicherweise läßt sich „Verrücktheit“ im Vergleich zu Drogensucht leichter als Metapher begreifen. Vielleicht erlaubt sie uns besser, den Kontextbezug zu erkennen: „ver-rückt im Verhältnis zu ...“: Die diagnostizierende Beobachterin ist unlösbarer Bestandteil des Problem-Systems, eine Veränderung dieses Systems kann somit auch über eine Veränderung der Beschreibungen durch die Beobachterin möglich werden.

So gibt es bislang wenig Versuche, den systemisch-konstruktivistischen Ansatz konsequent auf den Drogenbereich anzuwenden. Dies scheint mir auch bei dem vorliegenden Band nicht wesentlich anders zu sein. Denn obwohl die Autorinnen wiederholt betonen, dass sie sich der Kybernetik 2. Ordnung theoretisch verpflichtet fühlen, bleiben sie dabei insgesamt zu zaghaft

und vorsichtig. Letztlich scheinen sie (jedenfalls die meisten von ihnen) nicht so richtig bereit, sich von der Idee der „harten Realität“ der Sucht zu lösen. Dies zeigt sich nicht nur am Festhalten am Begriff „Sucht“, sondern im immer wiederkehrenden Rückbezug auf die dazugehörige Wirklichkeit.

Und trotzdem oder gerade deshalb ist das Buch zu begrüßen. Auch durch ein beständiges Hinterfragen der harten Fakten werden sie weicher, lassen sich neue Zugänge entwickeln. Eröffnet wird der Band mit dem Beitrag „Systemische Reflexionen zur Sucht“ von Schwertl, indem er den Suchtbegriff sowie die entsprechenden Krankheitsmodelle problematisiert und ein von den AutorInnen entwickeltes „Frankfurter Modell“ vorstellt, das „süchtiges Verhalten“ als „entgleiste Selbstmedikation“ versteht und den Kontext, in dem dieses Verhalten gesehen wird, mehr als bisher in den Blick nehmen will. Ein weiteres zentrales Merkmal seines Ansatzes ist die Auffassung, dass die Patientinnen als autonome Wesen und als Kundinnen zu verstehen sind. So kritisiert er nicht nur die vorhandenen Suchtkonzepte, sondern entwirft eine Alternative, die er „als Angebot, wie über das Phänomen gedacht werden könnte“, vorträgt.

Emlein lädt in „Von Mythen, Medizinerinnen und Moral“ die Leserin ein zu einem Gang durch die Geschichte der Sucht - aus systemischem Blickwinkel, d.h. unter Berücksichtigung der Perspektive des Beobachters und der Kontingenzen: „Kontingenz meint, daß etwas weder notwendig noch unmöglich ist, also so oder auch anders sein kann.“ Unter dieser Prämisse bekommt die Erklärungsgeschichte des Verhaltens, das wir heute als „süchtig“ definieren, eine neue Bedeutung: „Nicht wie richtig ist eine Sicht, sondern wie nützlich und gangbar. Damit fällt jeder Wahrheitsanspruch.“ Vor diesem Hintergrund wird eine neue Sichtweise möglich: Sucht als Lösung, nicht als Problem.

Droste, Mertens und Schiepek versuchen in ihrem Beitrag „Sucht als dynamisches System“ mit Hilfe einer Computersimulation erste Schritte „in Richtung auf ein empirisch fundiertes bio-psycho-soziales Systemmodell der Suchtentwicklung zu gehen“. Dies wirkt auf mich wie ein weiterer Versuch, eine seit Jahrzehnten gesuchte wahre Theorie der Sucht zu entwickeln. Zudem ist der Beitrag für jemanden, der nicht mit komplexen Simulationsmodellen vertraut ist, nur schwer lesbar. Ähnlich erging es mir mit dem Aufsatz von Tretter, „Systemische Aspekte der Neurobiologie der Sucht“. Kurz nach einer seiner Ausgangsfragen, „Was sind die neuralen Korrelate von Rausch, Sucht, Entzug und Rückfall?“, habe ich gepasst. Ein Beitrag über das „Sprachverhalten als Motor für den Verlauf der Rehabilitation Drogenabhängiger“, ein Interview mit einem anonym bleibenden Leiter einer systemisch arbeitenden Drogentherapieeinrichtung sowie der Bericht zweier Supervisorinnen und Prozessberaterinnen über die „Rehabilitation statt Therapie“ als Ausdruck systemischer Praxis in einem Fachkrankenhaus für Alkohol Kranke schließen sich an.

Interessant wird es dann wieder, wenn man Ellen Karrenberg-Bach und Klaus-Peter Schwabe bei den „Praktischen Umsetzungen systemischer Sichtweisen in einer ambulanten Beratungsstelle“ über die Schulter sehen darf. Sie beschreiben, was sich für sie ganz praktisch geändert hat, als sie die Prämisse ihres Arbeitens veränderten: „Wir entschieden uns, Menschen, die uns wegen eines Problems im Zusammenhang mit Drogenkonsum aufsuchten, nicht per se als ‘Süchtige’ zu betrachten. Wir sehen sie als selbstverantwortliche Menschen, die für ihr Handeln und dessen Folgen Verantwortung tragen müssen und können.“ Dass dies nicht nur Folgen hat für den Umgang mit den Klientinnen, sondern auch mit Kolleginnen, mit den Angehörigen der Klientinnen, mit Selbsthilfegruppen und dem eigenen Selbstverständnis, wird anhand der plastischen Beschreibung schnell nachvollziehbar. Hier kann ich den Unterschied, den ein neues theoretisches Konzept für die Praxis bedeutet, unmittelbar miterleben: hier wird der mögliche Nutzen eines Konzeptwechsels spürbar. Vielleicht lädt besonders dieser Beitrag dazu ein, den Perspektivenwechsel auch praktisch zu wagen.

Der Band wird abgerundet mit einem hübschen literarischen Text von Schwertl, in dessen Mittelpunkt der große Trinker, Schriftsteller und Wahl-Spanier Hemingway steht. Ein vielschichtiges Buch - möglicherweise die geeignete Form, um sich dem Thema Drogenkonsum zu nähern. Aus systemischer Sicht entsteht die Qualität und der Wert eines Buches erst im Kontakt mit der Leserin. Ich kann mir vorstellen, dass viele Leserinnen aus den hier versammelten Beiträgen wichtige Anregungen, Ermutigungen und Ermunterungen für das eigene Denken und für die Beratung von Drogenkonsumenten ziehen können.

in: Gruppenpsychotherapie und Gruppenpraxis 4/1998, S. 378f

52. Trenkle, Die Löwengeschichte

Bernhard Trenkle, Die Löwengeschichte. Hypnotisch-metaphorische Kommunikation und Selbsthypnosetraining, Heidelberg: Carl-Auer-Systeme 1997, 183 S., DM

Was ist der Unterschied zwischen einem Sozialarbeiter und einem Rottweiler? - Der Rottweiler läßt das Kind irgendwann wieder los.

Bernhard Trenkle lebt in Rottweil, und nach seinem „Ha-Handbuch der Psychotherapie“ legt er nun ein weiteres Fachbuch vor, mit dem er die LeserInnen zu packen versteht. Diesmal erzählt er keine Witze, sondern die Geschichte von einem Löwen, der nicht zum Trinken kommt, weil er vor seinem eigenen Spiegelbild im Wasser immer wieder zurückschreckt, bevor er - „Löwe hin, Löwe her“ - einfach doch trinkt und damit „den anderen Löwen“ zum Verschwinden bringt.

In ihrer Originalform nimmt diese Geschichte gerade mal eine Seite ein, doch die eigentliche „Erzählung“ Trenkles beginnt erst danach. Er entwickelt für die LeserInnen anhand dieser Geschichte und vielfältiger von ihm eingeführter Variationen sein Konzept und vor allem seine Praxis der Hypnose und der Anleitung zur Selbsthypnose, wie er sie seinen PatientInnen vermittelt. Das beginnt unter der Überschrift „Werde ich in der Hypnose zum Zombie?“ mit einigen Abklärungen zu häufigen Bedenken und Vorannahmen über hypnotische Verfahren. Bereits hier, noch ganz am Anfang, läßt Trenkle die LeserIn dabei spüren und erleben, wie er arbeitet, wenn er diese Befürchtungen respekt- und humorvoll aufgreift und schließlich sogar als Ressource für seine Arbeit nutzt.

Im Mittelpunkt des Buches steht die Tonbandabschrift einer Langform der Löwengeschichte, wie sie Trenkle in seiner Praxis und zu Fortbildungszwecken verwendet. Hieraus nimmt er anschließend Ausschnitte und demonstriert anhand dieser kurzen Sequenzen seine Arbeit bzw. seine Absichten und die für ihn dahinterstehenden Konzepte wie z.B. das Aufgreifen und Miteinbeziehen der äußeren Realität, die Konfusion oder die Überladungstechnik. In einer ganzen Reihe von „Detailanalysen“ mit unterschiedlichsten Beispielen führt er vor, was er sich dabei denkt, wenn er mit Hypnose arbeitet - und berichtet zuweilen, was dann daraus geworden ist. Und er ergänzt diese noch um ein Kapitel zu den Wirkungsebenen therapeutischer Geschichten sowie um einige ausgewählte Fallbeispiele.

Kein Lehrbuch, aber ein lehrreiches und anregendes Buch: Die LeserInnen können (und sollen) mit diesem Buch nicht Hypnose erlernen, sondern einen unmittelbaren Eindruck in die Arbeit eines Hypnotherapeuten bekommen. Sie fühlen sich fast unweigerlich eingeladen, mitzudenken und ihr eigenes Arbeitsfeld einzubeziehen - z.B. die suggestive Wirkung ihrer eigenen Worte (vielleicht sogar auf sich selbst) zu überdenken oder sogar gezielt einzubeziehen. Eine der besonderen Fähigkeiten Trenkles ist, locker und humorvoll zu schreiben und so seine vielen Ideen auch unterhaltsam zu vermitteln. Eine weitere ist sein Vertrauen auf die Wirksamkeit von

Hypnose - und auf die Wirksamkeit seiner Beschreibungen auf die Leser, so dass er sie nicht mit sensationellen Erfolgsberichten zu ködern versucht.

Am meisten beeindruckt mich jedoch die durchgehend spürbare akzeptierende Haltung gegenüber den KlientInnen, hier sind Respekt und Ressourcenorientierung nicht nur Begriffe, sondern in Worten wie im Ton unmittelbar zu spüren. Dieser Rottweiler will uns nicht festhalten, weil er weiß, wir lassen uns von ihm, seiner Hypnose und seinem Buch nur so lange packen, wie wir es wollen, und vor allem nur so lange, wie wir die Situation unter Kontrolle haben. Vielleicht ist das - „Löwe hin, Löwe her“ - die Quintessenz.

in: KONTEXT 2/1998, S. 159

53. Kreft/ Mielenz, Wörterbuch Soziale Arbeit (4. Aufl.)

Dieter Kreft, Ingrid Mielenz (Hrsg.), Wörterbuch Soziale Arbeit. Aufgaben, Praxisfelder, Begriffe und Methoden der Sozialarbeit und Sozialpädagogik, 4. Auflage, Weinheim und Basel (Beltz Verlag) 1996, DM 78,-

Das „Wörterbuch Soziale Arbeit“ will auf über 700 eng bedruckten Seiten mit 318 Stichworten von über 200 Autorinnen und Autoren „umfassend und präzise“ Auskunft über die vielfältigen Aufgabenfelder Sozialer Arbeit geben. „Umfassend“, soviel gleich vorweg, ist ein Anspruch, der (wenn überhaupt) mit einem einzigen Buch gar nicht geleistet werden kann, auch nicht mit diesem. Präzise sind die Autorinnen sicherlich in Bezug auf ihr jeweiliges Thema, aber naturgemäß haben sie für die Darstellung von Herangehensweisen, die sich von ihrer eigenen unterscheiden, in einem solchen Kontext wenig Raum. Was sich allerdings da an gesammeltem Wissen von A wie Abweichendes Verhalten über Didaktik, Heimgesetz, Kindheit, Organisationsrecht und Subsidiarität bis Z wie Zivildienst präsentiert, ist beachtlich und gibt einen guten Einblick in das, was sich Mitte der Neunziger Jahre in der Sozialen Arbeit tut – von den historischen Grundlagen über die fachlichen Entwicklungen bis zu den aktuellen Standards.

Soziale Arbeit wird nicht nur von Sozialarbeiterinnen und Sozialpädagoginnen geleistet, sondern von allen, die mit Menschen arbeiten. Für sie ist dieses Wörterbuch gedacht und geeignet, wenn sie sich einen ersten Überblick zu einem bestimmten Thema verschaffen wollen. Sie finden i.d.R. einen handlichen Übersichtsartikel, der einen guten Einstieg ins Thema bietet, die wesentlichen Aspekte der aktuellen Diskussion benennt und - neben Querverweisen zu weiteren Stichwörtern - auf weiterführende Literatur verweist. Also ein brauchbares, ansehnliches und bei diesem Preis auch durchaus repräsentatives Nachschlagewerk für's Büro- oder Praxisregal?

Sicherlich, aber dafür allein wäre es viel zu schade. Um im Bedarfsfall suchen zu können, muss man wissen, wo man was finden kann. Deshalb sollte man das Wörterbuch mal als Lesebuch zur Hand nehmen, es durchstreifen und erkunden, dann erst erschließt sich die Fülle seines Inhalts und man weiß, was man erwarten darf: Schlagen Sie's auf, blättern Sie darin, suchen Sie zunächst nach den Ihnen vertrauten Stichworten und lesen Sie, was dort dazu steht; fragen Sie sich, ob Sie wohl auch etwas zu ... finden; lassen Sie sich durch die Querverweise zu weiteren Begriffen führen; finden Sie überraschend ein Stichwort, das Sie nie vermutet hätten; suchen Sie dann vielleicht auch eines vergebens, das Sie eigentlich für unverzichtbar gehalten hätten; kurz: nehmen Sie sich Zeit für dieses Buch, vielleicht immer mal wieder, es wird Sie sicher meistens gut informieren und nicht selten verblüffen. (Für die nächste Auflage wünsche ich mir für dieses „lustvolle Herumlesen“ vom Verlag, dass er das Buch mit drei bis vier Lesebändchen ausstattet.)

Sprache bildet Wirklichkeit ab - und schafft sie zugleich, das ist eine der Funktionen solcher Wörterbücher. Bereits mit der Zusammenstellung der Stichwörter definieren die Herausgeberinnen aus ihrer Perspektive „Soziale Arbeit“. Vielleicht würde die Leserin eine andere Kombination wählen, was ihr gerade dann klar wird, wenn sie „ihre“ Stichworte vermisst (für mich sind das bspw. Akzeptierende Drogenarbeit, Dienstleistung, Familientherapie, Geld, Kollegiale Beratung, Kontrolle, Konzeptentwicklung, Selbständigkeit von Sozialarbeiterinnen, Therapie). Doch ist die Auswahl das Vorrecht der Herausgeberinnen eines solchen Bandes, dafür darf man dann auch die persönlichen Schwerpunkte aufspüren. Bei Kreft und Mielenz liegen diese Schwerpunkte, nach meinem Eindruck, in der Sozialpolitik und der Soziologie – ohne dass sie allerdings die anderen Bereiche vernachlässigen. Einzig die für diese 4. Auflage versprochene Einbeziehung von DDR und Europa scheint mir völlig ungenügend – was man nicht nur bei einem Blick ins Register bemerkt –, beide Aspekte hätten in einer ganzen Reihe von Stichworten deutlicher aufgegriffen werden können und müssen.

Zuweilen regen einzelne Artikel dazu an, die Konzepte zu den Begriffen zu hinterfragen. Etwa wenn unter dem Stichwort Randgruppen von Hartmut Brocke kurz und präzise dargelegt wird, warum dieser Begriff „zu ungenau und unspezifisch [ist], als daß er heute noch sinnvoll verwendet werden könnte. [Er] suggeriert, daß es ein Zentrum in der Gesellschaft gibt, an deren Peripherie die Vergessenen und Unterprivilegierten sich (zwangswise durch Ausgrenzung) wiederfinden. Zum einen wird dabei davon ausgegangen, daß eine Gesellschaft nur ein (Haupt-) Zentrum habe, zum anderen ohne große Umstände die Behauptung transportiert, als wollten die, welche am Rand von gesellschaftlichen Zentren stehen, partout Bestandteil dieser Zentren sein. Die fatalste Assoziation des Begriffs Randgruppen ist: es sind (bezogen auf die Mehrheit) nur wenige unterprivilegierte Bevölkerungsgruppen, die Randgruppen bilden“ (S. 459). Und dennoch war es, paradoxerweise, sinnvoll und notwendig, dieses Stichwort mit aufzunehmen.

Gerade Beraterinnen und Therapeutinnen, aber auch Supervisorinnen und Fortbilderinnen sei das „Wörterbuch Soziale Arbeit“ als Lesebuch und als Nachschlagewerk empfohlen. Sie werden hier wichtige Hintergrundinformationen und Anregungen erhalten: schließlich kann man nicht alles wissen im Berufsfeld Soziale Arbeit. Und braucht doch zuweilen einen schnellen und zuverlässigen Überblick. Den man übrigens auch im Anhang des Buches erhalten kann: dort sind nicht nur Organisationen und Institutionen (von Bundesarbeitsgemeinschaften über Ministerien bis hin zu zahlreichen Selbsthilfeorganisationen, aber auch von Bibliotheken und Wissenschaftlichen Instituten), sondern auch Zeitschriften und verfügbare Materialien zur Sozialen Arbeit aufgelistet: sehr nützliche Informationen, auch und gerade, wenn in der Praxis plötzlich besondere Themen- und Problemfelder auftauchen.

Familientherapeutinnen sollten sich nicht davon abschrecken lassen, dass ihr eigenes Fachgebiet nur wenig erläutert wird: sie werden sich hierin ohnehin auskennen und über umfassendere und für ihren Alltagsbedarf präzisere Quellen verfügen. Aber für all die benachbarten Praxisfelder kann ihnen das „Wörterbuch Soziale Arbeit“ ein nützlicher und anregender Begleiter sein.

in: KONTEXT 2/1998, S. 164f

54. Ritscher, Systemisch-psychodramatische Supervision

Wolf Ritscher, Systemisch-psychodramatische Supervision in der psycho-sozialen Arbeit. Theoretische Grundlagen und ihre Anwendung, Eschborn 1996 (Verlag Dietmar Klotz), 362 S., DM

Selten genug hat man als Supervisor Gelegenheit, einer Kollegin oder einem Kollegen tatsächlich bei der Arbeit über die Schulter zu schauen, um etwas von ihm lernen zu können oder sich mit ihr über die Konzepte und Vorgehensweisen auszutauschen. Ein Anfang hierfür könnte sein, selbst Kolleginnen einzuladen, an den eigenen Supervisionsitzungen teilzunehmen - als stiller Beobachter oder als Ko-Supervisorin.

Wolf Ritscher bietet uns mit seinem Buch an, Einblick zu nehmen in seine Tätigkeit als Supervisor. Aus der Überzeugung und dem Anspruch heraus, daß jede Praxis sich immer wieder neu reflektieren und theoretisch begründen sollte, schildert er seine Supervisionsarbeit anhand ausführlicher Protokolle und stellt sie in den für ihn bedeutsamen theoretischen Kontext. Die ihn leitenden Ansätze sind die der systemischen Beratung und Therapie einerseits und des Psychodramas andererseits - wobei für ihn die Zukunft der Supervision ohnehin in der Integration verschiedener Therapie- und Arbeitsfelder liegt, nicht in ihrer Abgrenzung voneinander.

Der Verweis auf seine Praxis ist von ihm ernst gemeint: nach einer kurzen und übersichtlichen Einführung zum Begriff und der Organisation von Supervision nimmt die Darstellung sechs ausgewählter Supervisionsitzungen ein gutes Drittel des Buches ein. Die Protokolle, in der Regel anhand von Tonbandaufzeichnungen erstellt, werden, wo notwendig, ergänzt durch Skizzen - und dann vor allem durch Kommentare, die das Vorgehen des Supervisors erläutern und nachvollziehen lassen, die aber auch, durchaus sehr selbstkritisch, erkennen lassen, wo Ritscher im Nachhinein sich vielleicht anders verhalten hätte. Die Stärke dieses Teils liegt sicher mit darin, daß jede Sitzung als Beispiel für eine methodische Vorgehensweise ausgewählt wurde: Genogramm, Rollenspiel, Skulptur, Familienbrett, Arbeiten mit dem leeren Stuhl und die Einladung zum Runden Tisch werden als Methoden vorgestellt und gleichzeitig in ihrer praktischen Anwendung demonstriert. Ritscher verzichtet auf eine umfassende Vorführung „aller“ denkbarer Methoden.

Erst nach der Praxis folgt die Theorie, die tatsächliche Arbeit ist Beleg für die konzeptionellen Reflexionen und nicht umgekehrt. Hier gelingt es dem Autor, die theoretischen Ansätze Psychodrama und Systemische Beratung jeweils unter bestimmten Fragestellungen vorzustellen, wodurch er vermeidet, Altbekanntes auf altbekannte Art nur zu wiederholen. So ist er der Auffassung, daß der Begriff und das Konzept der Subjektivität zunächst von den Systemikern zugunsten des Systembegriffs vernachlässigt, dann von den radikalen Konstruktivisten jedoch überbewertet wurden. Er entwickelt demgegenüber den Begriff der „subjektiven Rekonstruktion von Wirklichkeit“, eine von den Vorannahmen der Person gestaltete Verknüpfung von real existierenden Bestandteilen der Umwelt. Auch in seiner Darstellung einer systemischen Epistemologie und ihrer Umsetzung für Beraterinnen in Leitlinien, gelingt es ihm anhand von „Hypothesieren“, „Zirkularität“, „Neutralität/ Allparteilichkeit“ und „Kontextualisierung“, kurz und knapp seine Praxis zu begründen - d.h. ihr „einen Grund zu verschaffen“, auf dem sie sicher stehen kann. - In dem Kapitel „Rolle, Rollenspiel und Identität“ entwickelt er prägnant verschiedene Aspekte der Begriffe und der dazugehörigen Theorien. Schließlich erscheint mir Ritschers Präsentation der Grundlagen und der Handlungskonzeption des Psychodramas gut geeignet als Einführung in diese Themenbereiche für all diejenigen, die bislang wenig darüber wissen.

Der Band schließt ab mit grundsätzlichen Erwägungen zu den Perspektiven für eine ökösistemische Theorie psycho-sozialer Praxis, die über das Arbeitsfeld der Supervision weit hinaus weisen - und doch, nach Auffassung des Autors, Voraussetzung sind für eine methodisch fundierte und zugleich immer auch intuitiv gestaltete Sozialarbeit, Beratung, Therapie oder Supervision: „Eine Praxis ohne Theorie ist auch theoretisch, nur weiß sie es nicht“.

Dieses Buch ist in vielerlei Hinsicht eine Fundgrube: in den Beispielen aus den Supervisionssitzungen lassen sich mit Sicherheit eine Fülle von Anregungen für die eigene Beratungs- und Supervisionspraxis finden, die theoretischen Kapitel werden Ansporn und Herausforderung, sich (wieder einmal) mit den eigenen theoretischen Begründungen zu konfrontieren und sie zu überprüfen. Insofern hat man es mit einem Arbeitsbuch zu tun. Als ein Lehrbuch kann man es bezeichnen, weil es sich für die Ausbildung von Supervisorinnen eignet. Sie erhalten einen guten Überblick über den Stand der Kunst im systemisch-psychodramatischen Feld, und Begriffs-, Struktur- und Organisationsfragen werden in bemerkenswerter Klarheit behandelt. Ein sehr persönliches Buch ist es, weil Ritscher uns Einblick nehmen läßt in seine Arbeit, sie selbst kritisch kommentiert und auch Fehler und Mißerfolge nicht ausklammert.

Ein wenig schade ist, daß der Verlag sich so wenig Mühe mit der Gestaltung des Bandes gegeben hat, hier hätte man sich weniger Fehler und mehr Sorgfalt gewünscht. Wettgemacht wird dies allerdings durch den kurzweiligen Stil des Autors - und nicht zuletzt durch seine undogmatische Haltung, die auch die Besonderheit seines Ansatzes ausmacht und nach vollziehbar zu einer lösungsorientierten Supervision führt, die Lähmung und Müdigkeit überwindet, indem sie das eher kognitive systemische Konzept mit dem mehr aktions- und spielorientierten Psychodrama verknüpft.

in: Familiendynamik 3/1997, S. 316f

55. Efran et al., Sprache, Struktur/ Berg, Familien-Zusammenhalt(en)

Jay S. Efran, Michael D. Lukens, Robert D. Lukens, Sprache, Struktur und Wandel. Bedeutungsrahmen der Psychotherapie, Band 7 der Reihe Systemische Studien, Dortmund 1992 (modernes lernen)

Insoo Kim Berg, Familien-Zusammenhalt(en). Ein kurztherapeutisches und lösungsorientiertes Arbeitsbuch, Band 8 der Reihe Systemische Studien, Dortmund 1992 (modernes lernen)

Seit einigen Jahren gibt Jürgen Hargens, Begründer und langjähriger Herausgeber der angesehenen "Zeitschrift für Systemische Therapie", eine kleine, aber feine Buchreihe heraus: die "Systemischen Studien". Es erscheinen lediglich ein bis zwei Bände pro Jahr, aber das Projekt hat es in sich. "Studie" bedeutet laut Fremdwörterbuch u.a. "Entwurf, kurze Darstellung, Vorarbeit, Übung" - und die Reihe hält, was der Titel verspricht, denn Hargens gewinnt immer wieder renommierte Systemiker aus dem In- und Ausland. Die Autorinnen haben keine mit dem Anspruch auf Endgültigkeit und der damit scheinbar unvermeidbar verbundenen Humorlosigkeit vorgetragenen Lehrbücher geschrieben, sondern sie legen Entwürfe und Darstellungen ihrer Theorie und Praxis vor und verstehen sie als Vorschläge und Diskussionsbeiträge. Und doch werden sicher einige davon zu Standardwerken. Nummer 7 und 8 dieser Reihe sind zwei Arbeiten, die über den im engeren Sinn therapeutischen Bereich weit hinausweisen.

Efran, Lukens & Lukens geben in ihrem spannenden, gut lesbar geschriebenen Buch mit dem etwas trockenen Titel "Sprache, Struktur und Wandel" eine eigene, ungewöhnliche Darstellung des systemischen Ansatzes. Sie stellen Sprache oder besser: Sprechen in den Mittelpunkt ihrer Betrachtung und untersuchen seine Bedeutung für Wandel und Veränderung. Sprechend beschreiben und konstruieren wir Wirklichkeit, und (in erster Linie) sprechend finden auch Beratung und Therapie statt. Die Fähigkeit und das Recht aller Menschen zur Selbstbestimmung wird vorausgesetzt, alles was man unternehmen kann, ist miteinander sprechen. Der oder die Gegenüber läßt sich nicht steuern oder gezielt manipulieren, er/sie hat es selbst in der Hand, inwieweit Veränderung stattfindet, kurz:

Menschen sind keine Maschinen. Die Autoren reichern ihre Argumentation mit einer Fülle von Beispielen an und nehmen immer wieder Bezug auf die Praxis. Wenn der Begriff "Theorie" nicht so viele mögliche Leserinnen abschrecken würde, könnte man fast von einer unterhaltsamen Einführung in die Theorie des konstruktivistisch-systemischen Ansatzes sprechen.

Ganz anders ist da der Band "Familien-Zusammenhalt(en)" von Insoo Kim Berg. Hier wird eher das Handwerkszeug der SystemikerIn dargestellt, und zwar so, daß man sich geradezu zum Ausprobieren und Üben eingeladen fühlt. Der Band ist klar gegliedert, die Kapitel lauten u.a. "Anfangsphase", "Problemdefinition", "Ziele definieren und Verträge aushandeln", "Nützliche Fragen und Ideen zur Gesprächsführung", "Familiensitzungen leiten" usw. Im Grunde handelt es sich um ein Nachschlagewerk über Methoden des systemischen Arbeitens. Sie werden bis in die Details hinein dargestellt, erläutert, in den Kontext eines Begleitungs- und Beratungsprozesses gestellt und mit Gesprächsauszügen demonstriert. Denn daß das Buch Lust macht, seine Anregungen selbst auch in der Sozialarbeits-Praxis umzusetzen, kommt ganz sicher auch daher, daß Insoo Kim Berg ihren Ansatz im Kontext der Arbeit des Family Based Service darstellt. Die Aufgaben dieser Organisation haben viel gemeinsam mit der Arbeit des Allgemeinen Sozialen Dienstes, der Sozialpädagogischen Familienhilfe oder der Familienfürsorge, d. h. den klassischen Formen sozialer Einzelfallhilfe. Damit wird immer deutlich, daß sich der systemische Ansatz in der Sozialarbeit nicht nur eignet, sondern dort auch bereits bewährt hat.

Beide Bücher lassen nachvollziehen, daß systemisches Denken nicht nur im eng begrenzten Setting eines (mit mehrköpfigem Supervisionsteam hinter Einwegspiegel oder Videoanlage) personell und technisch gut ausgestatteten Therapiezimmers brauchbar ist. Es handelt sich um eine Grundhaltung in der Begegnung mit Klientinnen, der auch ein theoretisches Konzept zugrunde liegt. Die "Techniken" allein werden sinn- und wirkungslos, wenn diese Grundhaltung fehlt. Und den Autorinnen beider Bücher, so unterschiedlich diese auch sind, gelingt es, den Leserinnen zu vermitteln, daß und wie KlientInnen ernst genommen und respektiert werden können. Wir dürfen gespannt sein auf weitere Bücher der Reihe "Systemische Studien".

in: systema 1/1997,

56. von Schlippe et al., Zugang zu familiären Wirklichkeiten (Video)

Arist von Schlippe, Haja Molter, Norbert Böhmer, Ludger Lampen, Zugang zu familiären Wirklichkeiten, Dortmund 1995 (Video-Cooperative-Ruhr)

Bereits die Idee zu diesem Videofilm ist so gut, daß man sich im nachhinein wundert, daß sie nicht früher entwickelt wurde. Und dies umso mehr, als es in familien- und systemtherapeutischen Kreisen durchaus üblich ist, Aufnahmen von eigenen Beratungsgesprächen zu erstellen, um sie, z.B. bei Fortbildungen, zu verwenden. In den meisten Fällen handelt es sich dabei um längere Beratungsgespräche, in denen die von der TherapeutIn beabsichtigten und angewandten Methoden für die Zuschauerinnen mehr oder weniger gut zu erkennen sind. Die Klientinnen sind zudem »echt«, weshalb diese Filme nicht beliebig vorgeführt werden können.

Ganz anders ist der Film »Zugang zu familiären Wirklichkeiten« konzipiert: Anhand von kurzen Sequenzen wird das methodische Handwerkszeug des systemischen Beratungsansatzes vorgestellt. Zwei Lehrtherapeuten des Instituts für Familientherapie in Weinheim, Arist von Schlippe und Haja Molter, geben gemeinsam mit Rollenspielerinnen einen Einblick in ihr Arbeiten. Ausgehend einer Familie mit einem vierzehnjährigen Mädchen, das gelegentliche »Brechanfälle« hat, zueigen sie, wie sie in ihrer Beratung Familienskulptur, die verschiedenen

Formen zirkulären Fragens, Genogramme, Hypothesenbildung, positive Umdeutung, Reflektierendes Team und Abschlusskommentare einsetzen. Auf diese Weise gliedert sich der Film in knapp zwanzig Abschnitte, bei denen jeweils eine Vorgehensweise erläutert und anschließend mit einem Gesprächsausschnitt dokumentiert wird. Man erhält auf diese Weise einen guten Überblick über die Vielfalt der »systemischen Techniken« und eine Demonstration ihrer Verwendungsmöglichkeiten. Zum Glück sind die Autoren nicht der Versuchung erlegen, eine perfekte Vorstellung zu geben - sowohl was den Umfang und die Ausführlichkeit als auch die »Vollendung in der Darstellung« betrifft: Sie beschränken sich bewußt auf Methoden und streifen das dahinter stehende Konzept nur am Rande. Hierfür gibt es Bücher. Von Schlippe und Molter setzen das Medium optimal ein, indem sie vor allem für die Demonstration der Anwendung und Umsetzung der Methoden nutzen. So können wir beim Zuschauen erkennen und nachvollziehen, was für mich die eigentliche Stärke des systemischen Arbeitens überhaupt ist: der Respekt vor der Autonomie der Klientinnen, die

Orientierung an ihren Ressourcen, die Wertschätzung und die Wiederherstellung der Handlungsfreiheit der Klientinnen (statt der Suche nach einer Lösung, die die BeraterIn für richtig hält). Und all dies, das wird schnell deutlich, beschränkt sich in der Umsetzung keineswegs nur auf einen therapeutischen Kontext, sondern kann in allen Formen beratender Gespräche in den verschiedensten sozialpädagogischen Arbeitsbereichen verwendet werden. Die Rollenspielsituationen sind (innerhalb einer gewissen Vorplanung) offensichtlich improvisiert und erfolgen nicht nach Drehbuch, so daß ein Teil der Lebendigkeit einer »echten« Aufnahme erhalten geblieben ist. Dies führt dazu, daß man als BetrachterIn sich selbst nicht gleich entmutigt, nach dem Motto »so vollendet könnte ich das nicht formulieren«.

Ein ansprechend gestaltetes Begleitheft gibt neben einer kurzen Einführung zur Geschichte der systemischen Therapie und Beratung nochmal einen Überblick über die vorgestellten Methoden. Auch hier haben es die Autoren sinnvollerweise vermieden, alle denkbaren Informationen hineinzupacken. Insgesamt stellen Film und Begleitheft eine gelungene Möglichkeit dar, systemisches Arbeiten zu demonstrieren - zum Beispiel zur Ergänzung einführender Literatur, als Medium auf Fortbildungen oder in Teams, die sich selbst weiterbilden wollen. Selbstverständlich ersetzt auch dieser Film nicht eigenes Lernen und Üben, aber er unterstützt dabei, kann weiteres Interesse an dieser Form des Arbeitens wecken und schließlich Mut machen, es selbst endlich einmal auszuprobieren.

in: Sozialmagazin 1/1996, S. 57

57. Schmidt-Semisch, Die prekäre Grenze der Legalität

Henning Schmidt-Semisch, Die prekäre Grenze der Legalität, DrogenKulturGenuß, München 1994, DM 39,80

Kultur und Genuss

Dem Autor gelingt es, dieses eigentlich spannendste Kapitel zum Thema Drogen, nämlich die Frage, wie man in unterschiedlichen Kulturen auf verschiedenste Weise mit Stoffen umgehen und sie jeweils mit Bedeutungen und Bewertungen belegen kann, auf packende Weise darzustellen. Da geht es zunächst weniger um Verbote als einfach um Nahrung und den Genuß, der vielleicht oft viel weniger an den Substanzen und ihren »Eigenschaften« selbst liegt als an der Vorstellung, die wir uns über sie machen. Mit den materiellen Substanzen selbst machen wir uns immer auch her über die dazugehörigen Symbole, Mythen und Fantasien, wir »essen sie mit«. Dies gilt für das Markenpräparat aus der Apotheke wie für den Abendmahlswein. Und erklärt die

Reaktion von Chinesen, die Milch zutiefst verabscheuen und angesichts der Aussicht, ein Glas schöner kalter Milch schlucken zu müssen, etwa so reagieren, »wie wir im Westen auf die Aussicht eines Glases schönen kalten Kuhspeichel reagieren würden«.

Eine Fülle von Beispielen ist in interessanter, unterhaltsamer Form zusammengestellt. Was mich dabei an solchen Darstellungen am meisten reizt, ist die zwangsläufig sich einstellende Folgerung, daß auch das, was wir in unserer Gesellschaft heute für gut, gesund und richtig halten, nicht tatsächlich richtig ist. Was scheinbar schon immer so ist, sich bewährt hat und eigentlich gar nicht anders sein kann und darf, relativiert sich spätestens jetzt. Aber Relativierungen oder gar Relativismus gelten in unserer Gesellschaft schon fast als des Teufels.

Läßt sich also damit überhaupt etwas anfangen? Schmidt-Semisch verweist darauf, daß sich in unserer Gesellschaft die Werte ohnehin vervielfältigen, was als »Wertezerfall« beklagt oder positiver als »Wertewandel« beschrieben wird. Im Grunde geht es um die abnehmende Bedeutung gesellschaftlicher Werte für den einzelnen. Und damit können auch die »morschen Grenzpfähle« der prekären Grenze der Legalität von Drogen, die der Autor mit Gefährlichkeit, Suchtpotential, Substanzwirkung und Künstlichkeit kennzeichnet, umgestoßen werden.

in: Sozialmagazin 12/1995, S. 47f

58. Drogenpraxis, Drogenrecht, Drogenpolitik, Drogenhilfe, Drogengebrauch

Lorenz Böllinger & Heino Stöver, Drogenpraxis, Drogenrecht, Drogenpolitik. Ein Leitfaden für Drogenberater, Drogenbenutzer, Ärzte, Juristen, 4. Aufl. Frankfurt a. M. 1992 (FH-Verlag)

ARCHIDO Bremen & Fachhochschule Frankfurt, Einrichtungen der Drogenhilfe, Verzeichnisse der Adressen und Angebote, Buch und Diskette (MS-DOS), Frankfurt a.M. 1995 (FH Verlag)

J.-H. Heudtlass, Heino Stöver, P. Winkler (Hrsg.), Risiko mindern beim Drogengebrauch, Frankfurt 1995 (FH Verlag)

Drei neue Bücher zum Thema Drogen hat der Frankfurter Fachhochschulverlag (Adresse: Limescorso 5, 060439 Frankfurt a.M.) herausgegeben. Bei dem ersten Band handelt es sich um das erfolgreiche und mehrmals erweiterte, inzwischen auf über 470 Seiten angewachsene und nun bereits in der 4.Auflage erschienene Drogenpraxis, Drogenrecht, Drogenpolitik. Es richtet sich an die unterschiedlichsten, im Untertitel genannten, Zielgruppen. Die Autoren vertreten die Thesen, daß die Probleme des Drogenmißbrauchs Resultate unserer Drogenpolitik und nicht des Gebrauchs von Drogen selbst sind, und daß Drogenhilfe vor allem an den Folgen der Kriminalisierung und der gesellschaftlichen Ausgrenzung anzusetzen hat. Hiervon ausgehend erlauben sie einen weiten Überblick über den aktuellen Stand in Wissenschaft, Politik und Praxis. Im Vordergrund stehen Unterstützungsmöglichkeiten für DrogenkonsumentInnen - von der Darstellung Akzeptierender Drogenarbeit über ein juristisches Kapitel ("Drogen-Un-Recht- und wie man Recht bekommen kann") bis hin zu einem reichen Materialteil, der neben Gesetzesauszügen, zahlreiche Formularvordrucke auch Hinweise zur "Praxis des Drogengebrauchs" enthält. Insgesamt ist im Laufe der Auflagen daraus inzwischen ein Handbuch zum Einlesen in ausgewählte Kapitel und zum Nachschlagen geworden und weniger ein Werk, das man von vorne bis hinten durchliest. Obwohl sehr eng bedruckt, ist es ansprechend gestaltet - zu einem angesichts von Umfang und Inhalt einen günstigen Preis.

Als Ergänzung hierzu ist der Band Einrichtungen der Drogenhilfe erschienen, herausgegeben von der Fachhochschule Frankfurt a.M. in Kooperation mit dem Archiv und

Dokumentationszentrum für Drogenliteratur Bremen (ARCHIDO). Er enthält die Adressen und Angebote von Einrichtungen der Drogenhilfe in allen 16 deutschen Bundesländern, von Bundesbehörden, Archiven und Forschungsstellen, überregionalen freien Trägern und Dachverbänden. Alphabetisch nach Orten sortiert, sind die

einzelnen Adressen noch mit einem Code genauer spezifiziert (z.B. AIDS-Hilfe, Elterngruppe, Entzugsbehandlung, Selbsthilfe, Übernachtungsstelle etc.). Das Verzeichnis soll laufend aktualisiert werden, für MS-DOS-Benutzer ist das Verzeichnis auch auf Diskette verfügbar. Wünschenswert wäre die Erweiterung der Dokumentation auf Österreich und die Schweiz.

Das dritte Buch ist neu, und der etwas trockene Titel Risiko mindern beim Drogengebrauch läßt nicht erkennen, daß es schon Spaß macht, in diesem Buch nur zu blättern. Durch zahlreiche kleine Skizzen, die mal lediglich als Gestaltungselement, mal im Sinne eines Piktogramms anstelle eines Stichworts am Rande und mal zur Verdeutlichung eines Sachverhalts eingesetzt werden, wird der Text grafisch aufgelockert. Zu verdanken hat man dies einem „Projekt Buchgestaltung“ an der Fachhochschule Mainz. Beim Lesen merkt man schnell, daß die Lockerheit auch für die meisten der Texte selbst gilt mit einer bewußt unverkrampften Sprache wird hier in gut lesbarer Form fundierte Information geboten über die Möglichkeiten der Risikominderung bei Drogengebrauch und vor HIV-Ansteckung. Nach einem Überblick über eine ganze Anzahl von Drogen (einschließlich von z.B. Methadon, Designerdrogen, psychotropen Medikamenten, Schnüffelstoffen und Alkohol), ihrer Geschichte, ihrer Wirkung sowie deren möglicher Bewertung kommen Kapitel wie "Gesundheitstips für Drogengebraucher", "Gebt uns Räume - fixen können wir all eine", „Safe Sex für Frauen, die anschaffen“, „Safe Sex für drogenabhängige Männer, die anschaffen gehen“ und "Safer Use von Partydrogen". Ein weiteres Kapitel gibt Anleitung für „Hilfen im Drogennotfall und bei Erkrankungen infolge Drogengebrauchs“, die Vermittlung lebensweltnaher Präventionsbotschaften wird thematisiert, und schließlich werden die niederländischen Erfahrungen mit Peer support in der AIDS-Prävention und in der Drogenhilfe beschrieben. Ein gelungenes Buch, das in dieser Art einen neuen Beitrag zum Ansatz der "Harm Reduction" (Schadensminderung) darstellt.

in: Wiener Zeitschrift für Suchtforschung 4/1995, S. 57

59. Gölz, Der drogenabhängige Patient

Jörg Göltz (Hrsg.), Der drogenabhängige Patient, München 995 (Urban & Schwarzenberg)

Dieses Buch stellt einen Überblick über den Ansatz der schadensmindernden Betreuung, Beratung und Therapie von Drogenkonsumenten dar. Der Herausgeber ist Arzt und führt eine HIV-Schwerpunktambulanz in Berlin. Bereits der Titel weist darauf hin, daß der medizinische Aspekt im Vordergrund steht.

Eine rigorose Politik gegenüber illegalen Drogen hat dazu geführt, daß deren Konsumenten nicht nur ausgegrenzt, sondern auch erheblich größeren gesundheitlichen Risiken ausgesetzt wurden und werden. Sowohl die soziale Benachteiligung als auch der körperliche Verfall werden fälschlicherweise der Wirkung der Drogen selbst zugeschrieben. Und beides führt dazu, das eigentliche Ziel der Drogenarbeit immer schwieriger werden zu lassen: den Konsumentinnen den Ausstieg zu ermöglichen.

Gölz und seine zahlreichen fachlich ausgewiesenen Mitautorinnen aus dem medizinischen, juristischen und sozialpädagogischen Bereich verstehen Drogenabhängigkeit als eine

langandauernde Erkrankung, für die es sinnvoll ist, daß der Erkrankte zum Zeitpunkt seines Ausstiegs körperlich gesund ist. Hierfür ist es notwendig, Ausgrenzung und Kriminalisierung soweit als möglich zu vermeiden.

Sehr systematisch wird der Ansatz der „Harm Reduction“ (Schadensminderung) bis ins Detail untersucht und dargestellt. Im ersten Teil wird neben der Darstellung der medizinischen, juristischen, politischen und epidemiologischen Dimensionen ein Überblick über die körperlichen, psychischen und sozialen Folgen des Drogenkonsums unter illegalen Bedingungen und die therapeutischen Teilziele gegeben.

Es folgen detaillierte Darstellungen schadensmindernder Strategien in Deutschland, Europa, den USA und Australien. Ländervergleiche haben den Vorteil, Unterschiede herausarbeiten, die eigene Perspektive erweitern und sie damit auch relativieren zu können. Ausführlichst werden dann die einzelnen Strategien vorgestellt: HIV-Prävention, Impfprogramme, hygienische Lebensweise, niedrigschwellige medizinische Behandlung, soziale Angebote, Druckräume, Ratschläge für Safer Use, Spritzenabgabe, Scha-

densminderung bei drogensüchtigen Prostituierten, Drogenabhängigkeit und Psychose, Schwangerschaft, Mischkonsum usw. Die Vielfalt der Perspektiven, die sich bietet, wenn man Drogenkonsumentinnen eine Verbesserung ihrer Lebensbedingungen ermöglichen will, wird allein schon durch diese Aufzählung deutlich.

Eigene ausführliche Kapitel über die Substitution mit Methadon und Codein, über die Diagnostik und Therapie von Erkrankungen sowie die Besonderheiten im Umgang mit DrogenkonsumentenInnen folgen. Ein ~erviceteil, u.a. mit einem Glossar zum Drogenjargon und den Richtlinien für die Methadon-Vergabe sowie einer Adressenliste für Kontaktstellen der Selbsthilfegruppen JES (Junkies, Exuser, Substituierte) schließt den Band ab.

Die Besonderheit dieses Buches ist seine Gründlichkeit, seine Ausführlichkeit und auch seine Lesbarkeit. Es verbindet aber vor allem den medizinischen mit dem sozialpädagogischen Bereich, zeigt die Überschneidung dieser beiden Fachgebiete und die Notwendigkeit ihrer Verbindung miteinander. So richtet es sich, geschrieben von Praktikern, außer an Ärztinnen und Krankenpflegerinnen auch an SozialpädagogInnen, die mit DrogenkonsumentenInnen arbeiten und im Sinne einer schadensmindernden Strategie zunächst vor allem zur Verbesserung der Lebenssituation der von ihnen betreuten Menschen beitragen wollen.

in: Wiener Zeitschrift für Suchtforschung 4/1995, S. 57f

60. Wack et al., Kreativ sein kann jeder

Otto Georg Wack, Georg Detlinger & Hildegard Grothoff, Kreativ sein kann jeder, Hamburg 1993 (Windmühle), DM 48,-

Lust und Wandel

Kreativ sein kann jeder - dem Titel möchte man fast entgegenhalten: Das kann jeder behaupten! Wer allerdings vermutet, hier geht es um Malen, Basteln oder Töpfern, der oder die irrt: Die AutorInnen versprechen ein »Handbuch zum Problemlösen«. Ist es aber nicht noch viel schwieriger, mit dem Kopf (einzig benötigtes weiteres Material in der Regel Papier, Stift und eine Wandtafel/Flipchart) kreativ zu sein? Der Band gibt, nach einleitenden Anmerkungen »zum Phänomen Kreativität« und der Darstellung eines Konzeptes zum erfolgreichen kreativen Arbeiten in Gruppen, eine Darstellung der Vielfalt von Methoden zur Ideenfindung, die sich für

Einzelarbeit und vor allem für die Zusammenarbeit im Team oder in einer Gruppe eignen. »Kreativ sein« heißt für die AutorInnen in erster Linie Produktion von Ideen und von Problemlösungen. Sie machen nachvollziehbar, warum mehr Köpfe leichter mehr und vielfältig-unterschiedliche Einfälle produzieren als ein einzelner. Sie stellen Techniken vor, also Formen und Regeln, nach denen die Problemlösung organisiert werden kann. Und sie erläutern die Methoden, lassen verstehen, wie und warum sie »funktionieren«. Schließlich stellen sie auch jede Methode in Form eines Sitzungsprotokolls ausführlich dar, so daß sie ohne Schwierigkeit verstanden und auf den eigenen Arbeits- oder Privatbereich übertragen werden kann. Die Beispiele zeigen, daß diese Kreativitätsprozesse gerade auch in Teams sozialer Einrichtungen sinnvoll genutzt werden können, in der Reflektion über die Arbeit mit den Klientinnen, in der Auseinandersetzung mit dem eigenen Team oder in der Darstellung nach außen. So werden exemplarisch Fragen bearbeitet wie: Wie lässt sich die Atmosphäre in einer Abteilung verbessern? Wie sensibilisiere ich einen Geschäftsführer für pädagogisch-psychologische Perspektiven? Wie können BeraterInnen vor Ort mehr mit den Beteiligten zusammenarbeiten? Aber man sollte das Buch nicht lesen, um die dort demonstrierten Ergebnisse zu erfahren, sondern sich vielmehr anregen lassen, eigenen Fragen auf diese Art anzugehen. Die Vielzahl der vorgestellten Möglichkeiten, Ideenfindung zu gestalten, verspricht alles andere als Langeweile.

Das Buch ist übersichtlich gestaltet, aber dabei (auch im Preis) fast etwas zu aufwendig geworden. Es entstand aus einer einfachen Broschüre, die um einiges billiger war und auch den wesentlich hübscheren Titel »Lustwandeln im Hinterkopf« trug. Mit ihm ist besser zum Ausdruck gekommen, was im übrigen der Inhalt des Buches durchaus vermittelt: Dass Wandel und Veränderung nicht wenig zu tun haben mit Lust und Spaß, und daß Problemlösung umso ergiebiger ausfällt, je mehr es gelingt, gelassen durchs Hirn zu wandeln.

in Sozialmagazin 6/1995, S. 55

61. Dietel, Kinder Gärten Natur

Günther Dietel, Kinder Gärten Natur. Anregungen zum Gärtnern mit Kindern, Neuwied 1994 (Luchterhand), DM 34,80

Wie können wir Kindern im Kindergarten den Garten näherbringen? Was zunächst vielleicht nur wie ein Wortspiel klingt, findet eine anregende Antwort in Günther Dietels herrlichem Buch über das Gärtnern mit Kindern.

Dieses Buch ist so schön geschrieben und gestaltet, daß zu allererst wir Erwachsenen damit ein Werk über Obst und Gemüse, Hügelbeet und Vogelschutz, Kräuterbeet und Mischkultur in die Hand bekommen, wie wir es uns eigentlich schon immer gewünscht haben: informativ, umfassend, zum Reinlesen ebenso gemacht wie als Nachschlagewerk - und vor allem so, daß man gleich Lust bekommt, in den Garten zu gehen und das Gelesene praktisch auszuprobieren. Übersichtlich und mit nicht nur liebevoll-hübschen, sondern auch brauchbaren Illustrationen von Jörg Pommer, Zeichnungen und Skizzen: von den verschiedenen Pflanzen und Tieren, vom Aufbau eines Hochbeets oder der Anlage eines ganzen Schulgartens. Immer sind diese Abbildungen Erläuterung zum Text, passen sich ihm an: hier wird spür- und erlebbar, weichen Vorteil die künstlerische Handzeichnung gegenüber der Fotografie oder der technischen Zeichnung hat: sie ergänzt die Worte, ohne sie zu erdrücken oder in den Hintergrund zu drängen, sie regt an zum Lesen anstatt davon abzulenken.

Doch ist es - auch wenn es allein als solches durchaus Bestand hätte - in erster Linie kein Buch nur für Erwachsene, es richtet sich vielmehr an Erwachsene, die in Kindern die Lust an der

Beschäftigung mit der Natur wecken wollen. Dietels eigene Erläuterung für seine Motivation, sein Buch in dieser Art und Weise zusammenzustellen:

„Ob nun ein Bohnenwigwam auf den Rasen gestellt, eine Gartenarche gebaut, ein Komposthaufen oder eine Kräuterspirale angelegt wird, ob Kirschtomaten im Blumentopf gezogen oder Experimente mit Samen durchgeführt werden, ob gemeinsam aus eigener Ernte Erdbeereis, Senf oder Tomatenketchup hergestellt wird, entscheidend ist allein, daß etwas unternommen wird, um das Interesse der Kinder an der Natur zu wecken, ihre Wissbegier sachgemäß zu befriedigen, ihren Tatendrang und ihre Kreativität zu fördern.“ Damit ist allerdings noch nicht alles gesagt. Wir haben es hier mit einem fundierten Werk zu tun, das der und dem Erziehenden ein umfangreiches Grundwissen über den Garten zugänglich macht: Nach den Einführungskapiteln „Umwelterziehung muss im Kindergarten beginnen“, „Fröbels Garten für Kinder“ und „Theorie - nicht grau, sondern grün: Erde, Wasser, Luft, Licht, Wärme“, folgt eine ganze Reihe von kurzen Themenkapiteln über Nützlinge und Schädlinge, über Gartengeräte, über den Bau von Saatkisten, über Hügelbeete, Mischkultur, Vögel im Garten, eine „Wurmbox“ – fast immer so, daß man die erhaltenen Informationen in der Zusammenarbeit mit Kindern im Garten gleich umsetzen kann. Nicht nur Anregung, sondern auch immer Anleitung, wie die praktische Umsetzung erfolgen kann.

Der zweite Teil des Bandes enthält Abschnitte über Gemüse, Feldfrüchte, Blumen, Stauden, Obst und „Grün im Haus“ mit ausführlichen Beschreibungen einer Reihe von Pflanzen - häufig um kleine Rezepte und andere nützliche Hinweise ergänzt (bei aller Gründlichkeit ist es manchmal vielleicht fast etwas zu viel Text). Abgerundet wird das Buch mit einer Sammlung von Bauernregeln und Wetterversen. Geliefert wird es in schönem Format, mit festem Einband und nützlichem Lesebändchen. Insgesamt ein sehr gelungenes Buch, dem man anmerkt, daß der Autor all das, was er vorstellt, auch selbst ausprobiert hat. Zu empfehlen ist es nicht nur für alle Erzieherinnen und Lehrerinnen, sondern gleichermaßen für Eltern, die wissen wollen, wie sie in ihren Kindern die Lust am Garten und an der Natur, den Spaß am Beobachten ebenso wie am selbständigen Pflanzen und Pflegen wecken können.

in: Theorie und Praxis der Sozialpädagogik tps 3/1995, S. 180

62. Berg & Miller, Kurzzeittherapie bei Alkoholproblemen

Insoo Kim Berg & Scott D. Miller, Kurzzeittherapie bei Alkoholproblemen, Heidelberg 1993 (Carl-Auer)

In welchem Lehrbuch für den therapeutischen Umgang mit Alkohol- oder Drogenkonsumenten hat man bis jetzt einen Satz gesehen wie diesen: „Finde heraus, was der Klient freiwillig zu tun bereit ist, und arbeite dann mit ihm darauf hin, dieses Ziel zu erreichen; Gedanken, was er tun sollte, laß außer acht!“ Er ist ernst gemeint, er wird von Berg und Miller als Regel für den lösungsorientierten Ansatz bei Alkoholproblemen vorgestellt. Und wann wurde man je darin unterrichtet, wie man diesen Klienten Komplimente für ihre Anstrengungen und Bemühungen um Veränderungen machen kann. Gerade Alkohol- und Drogenkonsumenten gelten als besonders schwierig, „widerständig“, verlogen und die Berater „austricksend“. Und nun kommen diese KurzzeittherapeutInnen und stellen den traditionellen zynischen Empfangspruch vieler Alkoholkliniken, „Du bekommst hier nicht, was Du willst, sondern was Du brauchst“, auf den Kopf.

Aus der Sicht des lösungsorientierten Ansatzes ist dies natürlich nicht überraschend. Die Anerkennung der Klientinnen, der (ehrliche) Respekt vor ihrer Sicht der Wirklichkeit und ihren

Wünschen, die als Auftrag verstanden und gemeinsam in „wohlgestaltete Ziele“ umformuliert werden, ist eigentlich bekannt. Neu ist für viele sicherlich hingegen, daß man auch jene Menschen, die in einer Art und Weise mit Alkohol umgehen, wie sie in unserer Gesellschaft als nicht normal gelten, als „KundInnen“, d. h. als Partnerinnen in der Geschäftsbeziehung „Beratung“ betrachten kann.

Berg und Miller haben ein überaus interessantes Buch über ihre therapeutische Vorgehensweise geschrieben. Ihnen gelingt es nicht nur, ihre Methoden und Vorgehensweisen vorzustellen, sondern es wird auch unmittelbar deutlich, daß sie zugleich eine über reine Techniken hinausgehende Grundhaltung vermitteln von Respekt gegenüber den Menschen, Neugier auf deren Lösungsideen sowie Akzeptanz für die Wege, die diese dann wählen und die nicht unbedingt immer mit den Normen und Werten der Therapeutinnen oder der Gesellschaft übereinstimmen müssen. Das Buch zeichnet sich aus durch zahlreiche eingefügte Transkriptionen von Beratungsgesprächen, die jeweils genau passen und nützliche Erläuterungen und Verdeutlichungen der vorgestellten Methoden und Vorgehensvorschläge sind.

Zu bedauern ist, daß bei dieser vorzüglichen „Software“, sprich dem Inhalt des Buches, die Hardware zu wünschen übrig läßt: Gestaltung und Broschur müßten, insbesondere bei dem Preis, besser sein, und auch eine weitere sorgfältige Korrekturlesung hätte nicht geschadet. Das sollte niemanden von dem Band abhalten, zumal das hinter dem Verlag stehende Heidelberger Institut vielleicht irgendwann einmal selbst merkt, daß nicht nur Therapie professionell sein kann, sondern es auch für die Herstellung von Büchern Fachleute gibt, die dieses Handwerk gelernt haben.

Nicht nur im Sinne derjenigen unter unseren Kunden, die uns mit Alkohol- oder Drogenproblemen aufsuchen, ist dem Buch eine breite Leserinnenschaft zu wünschen. Für uns Beraterinnen und TherapeutInnen in Sozialarbeit und Therapie selbst könnte es der Anstoß dafür sein, diese KlientInnengruppe anders zu sehen- nicht mehr als widerständige Gegner, sondern als selbstverständliche Partner. Ein überraschender Effekt daraus könnte sein, daß man eben genau deshalb plötzlich selbst wieder mehr Spaß an der Arbeit mit diesen Menschen hat.

in: systema 1/1995, S. 107f

63. Osterhold & Molter, Systemische Suchttherapie

Gisela Osterhold & Haja Molter (Hrsg.), Systemische Suchttherapie. Entstehung und Behandlung von Sucht und Abhängigkeit im sozialen Kontext, Heidelberg 1992 (Asanger), DM 34,-

„Niemand sucht allein ...“

Es tut sich was im Umgang mit sogenannten »Abhängigen« und »Süchtigen«, also den Konsumenten legaler und illegaler Drogen. Nach den Veränderungen im Bereich der Sozialarbeit, die unter dem Stichwort der Akzeptierenden Drogenarbeit zusammengefaßt werden können, kommt auch allmählich etwas mehr Bewegung in die Therapieszene: Man beginnt (zumindest vereinzelt), die bisherigen Wahrheiten in Frage zu stellen und neue Prämissen, unter denen man arbeiten könnte, auszuprobieren.

Deutlich wird dies in den Beiträgen der Herausgeberinnen selbst. Sie problematisieren nicht nur oberflächlich die Etikettierung als »Alkoholiker« und die damit implizierten Eigenschaften »legenslang krank« und »süchtig«, sie stellen den Krankheitsbegriff nicht nur theoretisch als eine

mögliche Sichtweise in Frage, sondern sie wagen es auch, weiterzudenken, was es heißt, diese Festschreibungen und Sichtweisen aufzugeben und zu ersetzen durch andere. Weil etwas schon immer »wahr« war, muß es nicht auch nützlich sein.

Die Herausgeberinnen, selbst Praktikerinnen, haben andere Familientherapeutinnen und der Familientherapie verbundenen TheoretikerInnen zu Beiträgen und Berichten aus ihrer Praxis eingeladen: u.a. Rosemarie Welter-Enderlin (»Alkoholismus und Familie«), Jürgen Krisz (»Sucht-oder: Die Person in bester Gesellschaft«), Raimund Bürkle (»Suchtarbeit nüchtern betrachtet - Stagnation der Helfersystem«) und Martin Brentrup (»Süchtige Kliniken«). Aber, ich komme nochmal darauf zurück, am aufregendsten und spannendsten, weil er sich am weitesten vorwagt, ist der Beitrag »Wenn ich wollte, könnte ich« von Lenz, Osterhold, Eillebracht und Molter: »Sucht ist eine Wahlmöglichkeit, Probleme zu lösen und mit den gelernten und erfahrenen Bewältigungsstrategien fertig zu werden. In der Therapie geht es darum, mehrere Wahlmöglichkeiten zur Verfügung zu stellen Sucht sollte nicht anders behandelt und bewertet werden als andere Transaktionsmuster auch.« Herausgekommen ist ein Sammelband, der zum Nachdenken und vor allem zum Weiterdenken einlädt, gerade weil er nach vielen Richtungen offen bleibt. Das bedeutet nicht Unverbindlichkeit - die Verbindung zwischen den Autoren ist jeweils ihr Bezug zur Familientherapie. Zu wünschen ist, daß zwischen solchen therapeutisch-beratenden Ansätzen und den mehr sozialpädagogisch orientierten »akzeptierenden« Ansätzen der Drogenarbeit verstärkt ein Austausch stattfindet.

in: Sozialmagazin 6/1994

64. Schmitz et al., Managerie

Christof Schmitz, Peter-W. Gester & Barbara Heitger (Hrsg.), Managerie. Systemisches Denken und Handeln im Management, Heidelberg 1992 (Carl-Auer), DM 59,80

Gute Führung

Der systemische Ansatz hat sich in der Therapie entwickelt, nicht selten wird er zu unrecht synonym mit »Familientherapie« verwendet. »Systemisch« ist ein Schlagwort, (fast) jede/r gibt heute vor, so zu denken und zu planen. Zunächst eher skeptisch wird man daher auf die Ankündigung eines Buches wie »Managerie« reagieren, das nun das systemische Denken auch auf das Handeln im Management beziehen will. Kann da wirklich so viel Neues kommen - oder ist das nur ein Versuch, in einem weiteren Beratungs-Bereich mit einem Modetrend Geld zu machen?

In den beiden bisjetzt vorliegenden Jahrbüchern mit Beiträgen zu Theorie und Praxis des systemischen Managements sowie mit Beiträgen, die »darüber hinaus denken« wollen, überrascht zum einen, daß tatsächlich neue, systemische Gedanken zum Management entwickelt werden und nicht nur alte Konzepte aus der Therapie aufbereitet sind. Zum anderen ist es eher ungewöhnlich, daß die Bände mehr philosophisch-theoretische Beiträge als die in diesem Genre gewohnten »pragmatischen«, um nicht zu sagen platten Texte (»Wie fange ich die Zeit-Diebe?«) enthalten.

Systemische Beratung im Management ist offenbar keine Kurzzeittherapie und auch keine weitere Sammlung von Rezepten. Einige Beiträge setzen sich mit dem Abschied von den einfachen Konzepten der Machbarkeit auseinander. Nie ist es eine/r, der alles lenkt und führt und allein für Richtung und Entwicklung verantwortlich ist (auch wenn er und vielleicht sogar alle anderen das glauben). Das Konzept der Selbstorganisation von Systemen, seien es Familien,

Gruppen oder Firmen und Einrichtungen, ermöglicht es zu erkennen, daß nicht eine/r die anderen nach ihrem Willen allein führen kann. »Instruktive Interaktion ist nicht möglich« gilt nicht nur für Beziehungen zwischen Personen, sondern auch für Organisationen und ihre Führerinnen. Damit wird es notwendig, neue Konzepte zu entwickeln.

Der »systemische Ansatz« wird vorgestellt als eine Integration und Weiterentwicklung interessanter Denkansätze verschiedener Disziplinen - und als die Fähigkeit, sein ganz normales Denken auf die Umstände der jeweiligen Situation einzustellen. »Die Umstände sind immer verschieden! Mal ist dieses wichtig, mal jenes. Es kommt darauf an!« Läßt sich Flexibilität im Denken lernen?

Die theoretischen Beiträge überwiegen - und damit das intellektuelle Vergnügen, das entsteht, wenn man beim Lesen sich Gedanken über die Umsetzung im eigenen Leitungsalltag machen darf und nicht alles vorgekaut bekommt. Doch braucht man auf Praktisch-Anwendbares nicht zu verzichten. Sorgfältig werden die Grundlagen systemischer Gesprächs- und , Interviewgestaltung dargelegt, und es sind Berichte aus dem Alltag des Führen und Leitens enthalten.

in: Sozialmagazin 6/1994

65. Christlieb, Kinder erleben und gestalten Material,

Erica Christlieb, Kinder erleben und gestalten Material, Mainz 1992 (Grünewald), DM 36,-

Mit dem vorliegenden Band legt Erica Christlieb ein umfassendes Werk über und vor allem für die Material'Arbeit mit Kindern in sozialpädagogischen Einrichtungen und Grundschulen vor. Ihr Ziel ist es, den dort Tätigen anhand zahlreicher Beispiele Anregungen bei der Erfüllung des Erziehungsauftrags ,/ermittlung verschiedener Techniken“ zu geben.

Dabei handelt es sich um alles andere als ein Bastelbuch: Die Kapitelüberschriften - z. B. „Vom Kleckermatsch zum Pfefferkuchenmann“ (Formen), „Vom Drunter und Drüber zum Freundschaftsband“ (flechten, weben) oder „Vom Papierschnipsel zur Fingerpuppe“ (schneiden mit der Schere) - machen bereits deutlich, daß die fertigen „Produkte“, für die der Band viele Beispiele enthält, nicht das alleinige Ziel sind. Zu jeder Technik gibt die Autorin Anregungen für Aktionen, Übungen und Spiele. In der Auseinandersetzung mit dem Material sollen die Kinder auf den verschiedensten Ebenen etwas erfahren und erleben können.

Wo wird z. B. im Abschnitt über das Rechten vorgeschlagen, gemeinsam mit den Kindern, die eine Kette bilden, als ein „lebender Faden“ um einen Stuhlkreis herumzugehen, um sie den Vorgang des Rechtens auch körperlich erfühlen zu lassen, bevor dann über Fadenfingerspiele und Knotenübungen auf die verschiedenen Formen des Flechtens und Webens eingegangen wird und schließlich, von übersichtlichen Skizzen und Fotografien unterstützt, einzelne Gegenstände hergestellt werden (Lesezeichen, Girlande u. a. m.).

In jeder Technik zeigt die Autorin, wie die Kinder allmählich und umsichtig an die Materialien herangeführt werden können. Sie achtet besonders darauf, daß dabei mit jedem Schritt an Bekanntes und Vorausgegangenes angeknüpft werden kann, so daß die Kinder Zusammenhänge erkennen und mit der Zeit Sicherheit und Selbständigkeit gewinnen können. Eine herausnehmbare tabellarische Zusammenfassung vermittelt schnell einen inhaltlichen Überblick und stellt die didaktisch-methodischen Überlegungen für die Planung und Durchführung der pädagogischen Arbeit übersichtlich dar.

Das Buch überzeugt durch die Verbindung von pädagogischen Überlegungen einerseits und Praxisorientierung, also der Umsetzung in den Alltag mit Kindern, andererseits. Durch seine Klarheit ermöglicht es auch interessierten Eltern, daraus Anregungen für die Gestaltung der Zusammenarbeit mit den eigenen Kindern zu entnehmen. Dies um so mehr, als man bereits beim Lesen Lust bekommt, die vorgeschlagenen Ideen aufzugreifen und sogleich auszuprobieren.

in: Theorie und Praxis der Sozialpädagogik 5/1993, S. 312

66. Bossong & Stöver, Methadonbehandlung/ Neumeyer & Schaich-Walch, Zwischen Legalisierung und Normalisierung

Horst Bossong & Heino Stöver, Methadonbehandlung. Ein Leitfaden, Frankfurt 1992 (Campus), DM 39,-

Jürgen Neumeyer & Gudrun Schaich-Walch (Hrsg.): Zwischen Legalisierung und Normalisierung. Ausstiegsszenarien aus der repressiven Drogenpolitik, Marburg 1992, Schüren Presseverlag, DM 19,80

Illegal, legal, normal?

Daß der Schaden, der den Konsumenten wie auch der Gesellschaft durch den Gebrauch von illegalen Drogen entsteht, weniger mit den Drogen selbst zu tun hat als vor allem durch die Illegalisierung der Drogen und die Kriminalisierung ihrer Benutzer hervorgerufen wird, wollte lange Zeit niemand wahrhaben. Die These, daß das Drogenelend in erster Linie Ergebnis einer repressiven Drogenpolitik ist, wurde als subversiv zurückgewiesen. Akzeptierende Ansätze in der Drogenarbeit hatten es (und haben es in Süddeutschland heute nach wie vor) schwer, sich trotz aller Diffamierungen und gesetzlichen Beschränkungen zu entwickeln.

Umso erstaunlicher ist, daß die im Jahr 1992 erstmals seit langem wieder zurückgegangenen Zahlen der »Drogentoten« in den westlichen Bundesländern in den Medien mit Berufung auf Experten auf »verstärkte Hilfsangebote und Methadon-Programme« zurückgeführt wurden. Dies scheint die Behauptung des Hamburger Landesdrogenbeauftragten Horst Bossong und des Bremer Sozialwissenschaftlers Heino Stöver im Vorwort zu ihrem Leitfaden der Methadon-Behandlung zu bestätigen, wonach es heutzutage in der Diskussion um Methadonsubstitution nicht mehr um das ob, sondern »nur« noch um das Wie ginge.

Selbstverständlich liefert der Band dann doch, quasi nebenbei, jede Menge gute und fundierte Argumente für das Ob, also dafür, daß Methadon als eine wesentliche (wenn auch keinesfalls die einzige) Unterstützungsform in der Drogenhilfe etabliert wird. Im Vordergrund stehen jedoch tatsächlich Fragen des Wie: Wie sieht eine die gesundheitlichen Interessen der Drogenkonsumenten in den Vordergrund stellende Substitutionsbehandlung aus? Welche strafrechtlichen Rahmenbedingungen nehmen Einfluß? Welche Erfahrungen mit Substitution gibt es in den Nachbarländern Österreich, Schweiz und den Niederlanden? Welche Erfahrungen mit welchen »Programmen« gibt es mittlerweile in der Bundesrepublik?

Auf Fragen der psychosozialen Begleitung der Methadonvergabe wird ebenso eingegangen wie auf Erfahrungen mit Substitution im Strafvollzug, das Thema »Frauen und Methadon« und grundlegende Forschungsergebnisse. Bemerkenswert und erfreulich, daß unterschiedliche Interessenslagen, z.B. von Ärzten oder Opiatgebern, nicht verwischt, sondern als solche benannt werden. In zwei Beiträgen kommen Methadon-Konsumenten selbst zu Wort. Die

kritische Vielfalt der Beiträge verhindert dabei, Gefahr zu laufen, in Methadon ein Allheilmittel zu sehen - und zeigt doch die Chancen dieses Medikaments auf.

Die Vergabe von Methadon allein ändert noch nicht viel, selbst wenn sie eingebettet ist in gut durchdachte psychosoziale Begleitprogramme. Daß eine grundsätzliche Wende in der Drogenpolitik denkbar ist, möglich wäre und auch eine grundlegende Veränderung des gesellschaftlichen Drogenproblems mit sich bringen würde, verdeutlicht der von Neumeyer und Schaich-Walch herausgegebene Band über die »Ausstiegsszenarien aus der repressiven Drogenpolitik«. Neben einer Bestandaufnahme und Beschreibung der bestehenden Drogenpolitik und ihren Auswirkungen, Erfahrungsberichten über (verglichen mit der bundesrepublikanischen Situation) Teilausstiege in Nachbarländern sowie Darstellungen zu den straf- und verfassungsrechtlichen Spielräumen werden von einer Reihe von AutorInnen verschiedene Aspekte einer zu verändernden Drogenpolitik entwickelt: u.a. »Zwischen Markt und Mafia. Modelle einer effektiven Drogenkontrolle«, »Entkriminalisierung der Konsumenten, Legalisierung der Drogen: welche Akzente kann die Drogenhilfe setzen?« Ein weiterer Beitrag setzt sich mit ökonomischen Aspekten einer Teilliberalisierung auseinander.

Auch dieser Band macht deutlich, daß es in der Drogenpolitik und Drogenhilfe keine Patentrezepte gibt, und daß die Vertreter einer Liberalisierung und Normalisierung ihren Ansatz auch nicht als ein solches Patentrezept verstehen. Die Vielfalt der hier aufeinander Einfluß nehmenden und zu berücksichtigenden Bedingungsfaktoren verhindern einfache Lösungen. Gleichzeitig ist spürbar, wieviele Perspektiven sich eröffnen und daß man vor der Kompliziertheit der Probleme keineswegs kapitulieren mußte. Im Gegenteil, beide Bücher machen Mut: »Es lohnt sich, etwas in Bewegung zu bringen«.

in: Sozialmagazin 5/1993, S. 50f

67. Simon und CONECTA, Radikale Marktwirtschaft

Fritz B. Simon und Conecta-Autorengruppe, Radikale Marktwirtschaft. Verhalten als Ware – oder Wer handelt, der handelt. Heidelberg 1992 (Carl-Auer), DM 68,-

Verhalten als Ware

Der Nobelpreis für Wirtschaft 1992 ging an Gary S. Becker, einen amerikanischen Ökonomen, der die Theorie vertritt, daß menschliches Verhalten nach ökonomischen Gesichtspunkten erklärt werden kann: jeder Mensch trifft alle seine Entscheidungen auf der Grundlage wirtschaftlicher Erwägungen, d.h. in Abwägung des Verhältnisses von Preis und Leistung bzw. von Aufwand und Nutzen. So behauptet Becker, eine Person werde immer nur dann eine Straftat begehen, sich auf eine Partnerschaft einlassen oder einen bestimmten Beruf ergreifen, wenn der für sie davon zu erwartende Nutzen größer ist als der Nutzen, den sie realisieren könnte, wenn sie ihre Zeit und sonstigen Ressourcen für andere Aktivitäten einsetzen würde.

In den Medien wurde die Wahl der Stockholmer Akademie nicht ganz ernst genommen und Beckers Theorie eher verspottet. Sind wir doch gewohnt, uns menschliches Verhalten, sofern es uns dann erklärungsbedürftig erscheint, ganz anders zu erklären: mit äußeren Zwängen und Bedingungen, durch die „sozialisationsbedingte Prägung«, als aus körperlichen oder psychischen Defekten resultierend. Sofern wir doch eine eigene und freie Entscheidung der Person voraussetzen, wie bei der Liebe oder der Berufswahl, ziehen wir subjektivere, auf Neigung und Anziehung beruhende Erklärungen den „berechnenden«, Aufwand und Nutzen gegeneinander abwägenden Interpretationen vor.

Die von dem Heidelberger Psychiater und Psychotherapeuten Fritz B. Simon gemeinsam mit einem Team von Betriebs- und Organisationsberatern vorgelegte „Radikale Marktwirtschaft“ geht, ohne Bezug auf Becker zu nehmen, in die gleiche Richtung. Zentrale These ist: „Wer handelt, der handelt«, d.h. alles Verhalten wird als Ware auf einem Tauschmarkt von Individuen verstanden. „Jeder Mensch verhält sich immer und überall ökonomisch rational«, wobei jeder sowohl das eigene Verhalten als auch das der anderen nach seinem eigenen individuellem Wertesystem bewertet. Aber wozu soll ein solches Erklärungsmodell gut sein? Simon und seine MitautorInnen sind keine WirtschaftswissenschaftlerInnen, denen es um abstrakte Theorien geht. Sie kommen aus der Psychotherapie bzw. der Organisations- und Managementberatung. Das Buch stellt den überaus spannenden Versuch dar, den systemisch-konstruktivistischen Ansatz, wie er sich in den letzten Jahren in der Psychotherapie entwickelt hat, auch auf andere Bereiche des menschlichen Zusammenlebens, Verhaltens und Organisierens zu übertragen. Im Vordergrund, aber keineswegs ausschließlich, steht seine Anwendung auf den Bereich des Führens und Leitens von Organisationen.

Das Buch ist die angestrebte und gelungene Synthese von Theorie, Geschichten und Rezepten. Der Vorteil der AutorInnen gegenüber Becker liegt für mich darin, daß es ihnen um die Brauchbarkeit ihrer Theorie geht. Was bedeutet es für meine Praxis, wenn ich davon ausgehe: „Der einzelne Mensch ist autonom, das heißt er handelt nach seinen inneren Wertmaßstäben, seiner persönlichen Wirklichkeitskonstruktion, seinem Weltbild, seinen Motiven und Zielen entsprechend. Er ist eine nichttriviale Maschine, deren Verhalten im Prinzip unberechenbar und von außen nicht steuerbar ist“ (S. 63).

Dies bedeutet nicht mehr und nicht weniger, als daß der oder die Gegenüber als normal und gleichberechtigt vorausgesetzt wird - gleichgültig, wie er/sie sich verhält. D.h., daß alle seine Verhaltensweisen so interpretiert werden, als ob sie rational, d.h. subjektiv berechtigt sind. Doch welche Folgen hat dies Verständnis für meinen Umgang mit anderen Menschen? Wie gelingt es, wenn niemand steuerbar ist, Zusammenarbeit entstehen zu lassen, und wieweit wird diese berechenbar?

Wirtschaft, so zitieren die Autoren, sei zu achtzig Prozent Psychologie - doch sei umgekehrt, nach ihrem radikal-marktwirtschaftlichen Ansatz, Psychologie zu hundert Prozent Ökonomie. Dies führen sie aus und belegen es anhand von vielen neuen, überraschenden Bildern und Metaphern, Zitaten sowie Anekdoten und Beispielen aus ihrer Beratungspraxis in Kapiteln zu den Stichworten Philosophie, Organisation, Leistung, Führung, Planung, Kultur und Geschlechterrollen.

Ein spannendes, nach Inhalt und Aufmachung aufwendiges Buch, das sich an alle richtet, die eine unterhaltsame und anspruchsvolle Einführung in sowohl den systemisch-konstruktivistischen Ansatz und sein Menschenbild als auch in systemisches Management bekommen wollen.

in: Sozialmagazin 4/1993, S. 51f

68. Duderstadt, Das Material-Buch.

Matthias Duderstadt, Das Material-Buch. Von Steinen und Metallen, Pflanzen und Tieren und uns, Aarau 1992 (Sauerländer), DM 98,-

Ein ungewöhnliches Buch: der Untertitel lautet: Ein Weg, die Eigenschaften von Materialien sinnlich und begrifflich eriahrbar zu machen. Da sind zunächst die Materialien: 16 quadratische

Plättchen, zwar gleichgroß, doch wenn man sie besieht, befühlt und beriecht, begreift man im wörtlichen Sinne - eine Fülle von Unterschieden, weit mehr, als man erwartet. Aussehen, Gewicht, Oberflächenstruktur und der Klang, wenn sie auf den Tisch gelegt werden oder gegeneinanderstoßen - eine ungeahnte Vielfalt von Differenzierungen läßt sich erleben und (be)wundern, etwa, wie leicht Marmor ist im Vergleich zu Messing.

Die Auswahl umfaßt vier tierische (Filz, Bienenwachs, Lammfell und Rindsleder), vier pflanzliche (Lärchenholz, Ahornholz, Eichenholz und Kork), vier „steinige“ (Granit, Kalkstein, Marmor, Schiefer) und vier metallische (Kupfer, Stahl, Messing, Aluminium) Materialien.

Schnell kommt man auch als nüchtern denkender Erwachsener ins Ausprobieren, Experimentieren, Spielen: man befühlt die Stücke, wiegt sie gegeneinander ab, fängt an, damit kleine Skulpturen zu bauen und beginnt, sich Fragen über diese Materialien zu stellen.

Und schon blättert man in dem dazugehörenden Buch, liest mal hier, mal dort, liest sich fest. Es erzählt die Geschichte der Stoffe und Geschichten von diesen Stoffen - und damit immer auch davon, wie Menschen damit umgegangen sind und umgehen. Man findet all das in den Kapiteln, die u. a von der Erdgeschichte, der Vorgeschichte, von unseren Sinnen oder der Einordnung der Pflanzen und Tiere handeln - und natürlich in den Kapiteln über die einzelnen Materialien, in denen von der Wortgeschichte über physikalische und chemische Aspekte bis hin zu Kunst- und Kulturgeschichtlichem und sogar der Bedeutung für den menschlichen Körper oder den jeweils dazugehörenden Redensarten eine Fülle von Informationen geboten wird. Interessant, spannend und flüssig geschrieben, richtet sich das Buch an Jugendliche und Erwachsene gleichermaßen.

Letztere werden das Buch spätestens bemühen, wenn Kinder die Materialien in die Finger bekommen, sie betasten, befühlen und damit zu spielen beginnen: Denn dabei tauchen auch unaufhaltsam Fragen auf, die beantwortet sein wollen. Mit den älteren unter ihnen läßt sich das Buch vielleicht dann gemeinsam lesen - die Bilder und Geschichten laden geradezu ein. Stößt man auf schwierige Fachausdrücke, so werden sie sofort oder im Anhang erklärt. Nicht nur Eltern mit Kindern, nicht nur Schulen aller Art, nicht nur Einrichtungen und Kindergärten, sondern ruhig auch Erwachsene ohne Kinder sollten sich dieses Buch gönnen. Oder es anderen gönnen - als ein im doppelten Wortsinn kostbares Geschenk. J. Herwig-Lempp

in: Theorie und Praxis der Sozialpädagogik tps 3/1993

69. Vieth, Ein Paket für Leningrad

Harald Vieth, Ein Paket für Leningrad, Hamburg 1991 (Verlag an der Lottbek Jensen), DM 24,80

Im Winter 1990/91 gab es überall in Deutschland Unterstützungsaktionen für die Menschen in der Sowjetunion. In Hamburg richtete sich die Hilfe an die Partnerstadt Leningrad. Harald Vieth gibt einen Bericht über die Aktion „Ein Paket für Leningrad“. Er beschreibt die Versorgungslage in Leningrad im Herbst 1990 und das Zustandekommen der Hilfsaktion. Auch mit den vielfältigen Motivationen, ein Paket zu senden, setzt er sich auseinander: Dahinter stehen Erinnerungen an eigene Leiden während der Kriegs- und Nachkriegsjahre, an Hilfen durch Care-Pakete aus dem Ausland oder einfach der Wunsch, anderen einzelnen und Familien direkt zu helfen und den Menschen in der Sowjetunion Verbundenheit zu demonstrieren.

Vieth wurde zu dem Band angeregt durch seine Tätigkeit als Übersetzer der aus Leningrad kommenden Dankesbriefe. Vermutlich über zehntausend Postkarten und Briefe kamen als Antwort auf die Lebensmittelpakete zurück nach Hamburg. Nun legt er in dem Buch eine kleine

Auswahl dieser Briefe sowohl im Original als auch in Übersetzung vor. Erschütternd deutlich wird dabei, daß nicht nur der Inhalt der Pakete für die Empfänger von Bedeutung war, sondern vor allem auch die Tatsache, daß so viele Deutsche Anteil an ihrem Schicksal nehmen. 1991 jährte sich der Tag des deutschen Überfalls auf die Sowjetunion zum 50. Mal. Mit den Paketen, das ist nun auch für die Absender spürbar, wurde nicht von oben herab ein Almosen gegeben, sondern es wurde eine Brücke geschlagen, die auf beiden Seiten fußt.

Als Clou bietet der Autor eine „Hilfestellung beim Paketversand und Briefeschreiben“ an: Neben einer kurzen und verständlichen Einführung in die russische Sprache eine Art Baukastensystem zum Schreiben eines einfachen Briefes in russischer Sprache. Auch in diesem und den nächsten Wintern wird es für die Menschen in der ehemaligen Sowjetunion hart, vermutlich wird es wieder zu Hilfsaktionen kommen. Da die Hamburger Erfahrungen übertragbar sind, wird der Band „Ein Paket für Leningrad“ dazu ermutigen, diese Unterstützung auch weiterhin zu geben.

in: Sozialpädagogik 6/1992

70. Das gepfefferte Ferkel/ Bardmann et al., Irritation als Plan

Das gepfefferte Ferkel. Lesebuch für Sozialarbeiter und andere Konstruktivisten – zusammengewürfelt von Th. M. Bardmann, H. J. Kersting und H.-Ch. Vogel, Aachen 1991 (ibs), DM 25,-

Th. Bardmann, H. J. Kersting, H.-Ch. Vogel, B. Woltmann: Irritation als Plan - Konstruktivistische Einredungen, Aachen 1991 (ibs), DM 26,-

Theoretisch, aber amüsant

Zwei Einführungen in den Konstruktivismus, die sich auch an diejenigen wenden, die bisher noch nicht allzu viel von diesem theoretischen Konstrukt wissen. Es handelt sich dabei um einen erkenntnistheoretischen Ansatz, der in erster Linie auf die Praxis des alltäglichen Handelns abzielt und hierfür „Erkenntnisgewinn“ anbieten will.

„Das gepfefferte Ferkel“ ist die amüsantere und leichter zugängliche Lektüre. Da haben die Konstruktivisten Bardmann, Kersting und Vogel sowohl fremde als auch eigene Texte, Zeichnungen und Bilder zusammengestellt, die ihnen selbst den Zugang zum Konstruktivismus eröffnet haben, oder die ihre eigene Sozialisation mit diesem Gedankenexperiment beleuchten. Sie wollen damit die LeserInnen einladen, sich ebenfalls zu einem lockeren Einstieg in konstruktivistische Sichtweisen verleiten zu lassen. Man merkt beim Lesen das Vergnügen der Autoren, diese Collage zusammenzustellen. Zu bedauern ist die kleingedruckte, etwas lieblose Aufmachung, die den Lesespaß einschränkt. „Irritation als Plan“ unterscheidet sich wesentlich von diesem Lesebuch: es enthält vier umfangreiche und gewichtige Aufsätze zur Theorie und Praxis des Konstruktivismus („Der zweite Doppelpunkt - Systemtheoretische und gesellschaftstheoretische Anmerkungen zur politischen Steuerung“, „Organisation - Rationalistisches und Konstruktivistisches zum Planungsprozeß“, und „Intervention - die Störung unbrauchbarer Wirklichkeiten“). Das Vergnügen der Autoren an der Theorie und ihrer Umsetzung in die Praxis ist hier allerdings ebenso spürbar wie ihr Wunsch, durch Sprache und ausführliche Literaturverzeichnisse Wissenschaftlichkeit zu demonstrieren. Auch bei diesem Band sollten sich die Leser am Layout (nicht mal für Randnotizen ist Platz) nicht stören.

Zu empfehlen ist als Einstieg das „Ferkel“ - und wer davon Appetit auf mehr bekommt, wird sich von Äußerlichkeiten nicht abhalten lassen. Denn informativ, interessant und zum Weiterdenken anregend, kurz: ein Gewinn für die Leser, sind beide Bücher, ohne Zweifel.

in: *Sozialmagazin* 5/1992, S. 52

71. Hammer: Leiden – Streiten – Leiten

Eckart Hammer, Leiden – Streiten – Leiten. Erfahrungen als Heimleiter, sozialpädagogisches Arbeitsheft 7/8, Stuttgart 1991 (Diakonische Akademie)

Leiter leiden leider - oder?

LeiterIn einer sozialen Einrichtung zu sein, läßt sich im Sozialpädagogikstudium nicht lernen. So kommt es, daß im Bereich der Sozialarbeit Führungspositionen zuweilen eher „zufällig“ besetzt werden. Anfänger in diesen Aufgabenbereichen müssen sich dann erst einmal durchwursteln. Zumal sich erst allmählich die Erkenntnis durchsetzt, daß Fortbildung in Sozialmanagement nicht nur für die Leiterinnen, sondern auch für die Einrichtungen und die Träger nützlich werden kann.

Eckart Hammer beschreibt in einem sehr spannend zu lesenden Bericht seine Erfahrungen als Leiter eines Kinderheims. Über drei Jahre hinweg bemühte er sich um eine Balance zwischen eigenen fachlichen Ansprüchen, den Interessen des Trägers und den Interessen der MitarbeiterInnen. Er berichtet fesselnd von den vielfältigen Konflikten und Auseinandersetzungen, um dann im zweiten Teil eine Analyse des „Heims als strukturellem Konfliktfeld“ vorzulegen und zu zeigen, welche Folgen eine ungeklärte, unklare oder auch „falsche“ Organisationsstruktur in einer Einrichtung bewirken bzw. verhindern kann. Dadurch kann er auch begründen, warum LeiterInnen zuallermindest ein längerfristiges, berufsbegleitendes und supervisorisch angelegtes Begleitangebot benötigen, um ihre Arbeit reflektieren zu können und sie (dadurch) möglichst effizient werden zu lassen.

Fragen der Führung und Leitung, der Entscheidungskompetenzen und Hierarchien gehören laut gestellt und offensiv beantwortet, will man nicht in Gefahr geraten, sich in ihnen zu verfangen und zu verketten. Damit werden Hammers Bericht und Analyse nicht nur für Heimleiter interessant, sondern auch für Leiterinnen und MitarbeiterInnen anderer sozialer Institutionen.

in: *Sozialmagazin* 4/1992, S. 56

72. Ludwig & Neumeyer, Die narkotisierte Gesellschaft/ Nöcker, Von der Drogen- zur Suchtprävention/ Stöver, Der tolerierte intravenöse Drogengebrauch

Ralf Ludwig & Jürgen Neumeyer (Hrsg.), Die narkotisierte Gesellschaft. Neue Wege in der Drogenpolitik und akzeptierende Drogenarbeit, Marburg 1991 (Schöningh-Verlag)

Guido Nöcker, Von der Drogen- zur Suchtprävention, Düsseldorf 1990

Heino Stöver (Hrsg.): Der tolerierte intravenöse Drogengebrauch in den Angeboten der Drogen- und AIDS-Hilfe, Deutsche AIDS-Hilfe. Berlin 1991

Drogenpolitik - Drogenprävention - Drogenhilfe

Allmählich beginnt sich auch in deutschen Ländern herumzusprechen, daß möglicherweise nicht alle Probleme, denen sich unsere Gesellschaft im Zusammenhang mit illegalen Drogen gegenüber sieht, von den Drogen selbst herrühren, sondern vielmehr aus der herrschenden

Drogenpolitik resultieren. Kriminalisierung des Konsums, Verfolgung, Ächtung und Stigmatisierung der Konsumenten und die Tabuisierung aller Versuche, auch die positiven Aspekte von Drogen und Drogenkonsum zu benennen und zu verstehen, haben mehr Schaden als Nutzen hervorgebracht. Ein Umdenken ist dringend erforderlich, wobei die drei Bücher auch Beleg dafür sind, daß sich was tut.

„Die narkotisierte Gesellschaft?“ versammelt Aufsätze bekannter Vertreter einer neuen, akzeptierenden Drogenpolitik - darunter Irmgard Vogt („Drogenpolitik: ein deutsches Trauerspiel«), Manfred Kappeler („Odysseus bei den Lotophagen«), Henner Hess („Drogenmarkt und Drogenpolitik. Zur Kritik der Prohibition«), Stephan Quensel („Aufklären über Prävention«) und Ingo Michels („Aids & Drogen«). Der Band gibt damit einen Überblick über Diskussion und Praxis der neuen Ansätze und wird ergänzt mit einem kleinen, aktuellen Adressenverzeichnis.

Speziell mit den traditionellen Präventionskonzepten setzt sich Guido Nöcker in seinem umfassenden Buch auseinander. Zwar ist seit langem bekannt, daß das abschreckende Beispiel bei den Adressaten solcher Präventionsbemühungen in der Regel alles andere als abschreckend wirkt, doch haben sich die gängigen Konzepte trotz allem kaum verändert. Nöcker stellt mit „Von der Drogen- zur Suchtprävention“ eine Alternative vor. Kostprobe: „Erst auf der Grundlage einer toleranten bzw. bejahenden Einstellung zur Rauschmitteln und ihren positiven Wirkungen läßt sich eine stoffgebundene Prävention vorstellen, die über das sprachliche Befassen hinaus auch eine experimentierende und auf sinnliche Erfahrung gründende Form des Lernens versuchen könnte“ (S. 212).

Im August 1991 verbreiteten Agenturen die Meldung, daß nach langem Widerstand gegen alle akzeptierenden Ansätze nun auch die Deutsche Hauptstelle gegen die Suchtgefahren die Notwendigkeit von Treffpunkten erkannt hat, in denen Drogenkonsumenten „sich waschen, schlafen und essen können - und zwar ohne den ständigen Druck, jetzt eine Therapie beginnen zu müssen«. Heino Stöver versammelt in dem von ihm herausgegebenen Band Berichte über Einrichtungen in der Schweiz und der BRD, die über diese Forderungen noch hinausgehen: die „Fixerräume«, in denen Abhängige ihre Drogen in sicherer und sauberer Umgebung konsumieren können. Die Darstellung der vielschichtigen praktischen Erfahrungen wird u.a. durch Überlegungen „zur rechtlichen Zulässigkeit des Betriebens von Druckräumen in der BRD“ ergänzt.

Die drei Veröffentlichungen umreißen die Spannweite des gesamten Feldes, in dem ein Umdenken und ein anderes Handeln notwendig und möglich geworden ist: Der „Krieg gegen Drogen“ kann und muß endlich eingestellt werden. Auch bei uns in der Bundesrepublik Deutschland.

in: Sozialmagazin 4/1992, S. 51

73. Farrelly & Brandsma, Provokative Therapie

Frank Farrelly & Jeffrey M. Brandsma, Provokative Therapie, Berlin u.a. 1986 (Springer), DM 64,-

Sozialarbeit und Beratung - und erst recht Therapie - werden bei uns gerne getrennt gesehen: manchmal scheint man sich nur schwer vorstellen zu können, daß man voneinander lernen könnte. Sozialarbeiterinnen wollen nicht selten genug ausdrücklich keine „Therapie“ machen und sich mit ihren Konzepten von Sozialarbeit deutlich davon abgrenzen.

Für diese Haltung könnte Frank Farrelly mit seiner von ihm „Provokative Therapie“ genannten Vorgehensweise eine Herausforderung werden. Was er, ausgebildet als Sozialarbeiter, mit Hilfe von Brandsma darstellt, ist mehr beziehungsweise eigentlich etwas anderes als eine neue Therapie-Methode.

Farrelly provoziert seine Klienten: Er sagt ihnen ins Gesicht, was er von ihnen hält, er karikiert sie, er verlacht sie, er beschimpft sie, belügt sie, lehnt sie ab, macht ihre Aussagen lächerlich. Nicht selten stockt dann dem Leser der Atem und er fragt empört: „Darf der das?“ Er darf nicht nur, sondern er hat offensichtlich auch damit Erfolg.

Überzeugend ist nicht nur das zugrundeliegende Konzept, das davon ausgeht, daß die Klienten erwachsene Menschen sind und für voll genommen werden müssen - das heißt, daß ihnen unter anderem auch laut und deutlich Feedback darüber gegeben werden kann, darf und sogar muß, wie sie auf andere wirken (was sie insgeheim nicht selten genug zwar wissen und glauben, aber nicht auszusprechen wagen). Die Provokation ist nicht Selbstzweck, sie beinhaltet den Respekt vor dem Klienten. Und sie ist eingebunden in Humor. In Farrellys Gesprächen mit seinen Klienten wird neben anderem viel gelacht - und meisterhaft beherrscht er den Wechsel der Gefühlslagen.

Wie Farrelly sein Konzept umsetzt und darstellt, kann man nachlesen: Sein Buch ist reich an Gesprächsbeispielen. Und obwohl anschaulich und leicht zu lesen, hält man immer wieder ein und fragt sich, was davon sich auf die eigene Arbeit übertragen lässt – und ob man das überhaupt will: eine echte Provokation, nicht nur für Therapeuten, auch für Sozialarbeiter und Berater. Was will man mehr von einem Buch?

in: Sozialpädagogik 3/1992, S. 154

74. Böllinger & Stöver, Drogenpraxis, Drogenrecht, Drogenpolitik

Lorenz Böllinger & Heino Stöver, Drogenpraxis, Drogenrecht, Drogenpolitik. Ein Leitfaden für Drogenberater, Drogenbenutzer, Ärzte, Juristen, 3. Aufl. Frankfurt a. M. 1992 (FH-Verlag Band 12 der Materialien zur Sozialarbeit und Sozialpolitik)

Bereits seit der ersten Auflage von 1983 will der „Drogen-Leitfaden“ neben einer praktischen Anleitung für den Alltag auch kritische Aufklärung bieten und Wegbereiter für neue, liberalere, humanere und sinnvollere Ansätze in Drogenarbeit und Drogenpolitik sein. Mit der brandneuen im Januar 1992 fertig gestellten 3. Auflage hat der Leitfaden sich in verschiedener Hinsicht erweitert: zu Lorenz Böllinger, Professor für Kriminologie und Strafrecht an der Universität Bremen, kam als weiterer Autor Heino Stöver, Mitbegründer des Archivs und Dokumentationszentrums für deutschsprachige Drogenliteratur in Bremen.

Gleichzeitig haben Inhalt und Umfang erheblich zugenommen. Der Band ist so umfassend, wie der Titel bereits andeutet: auf über 400 eng bedruckten Seiten findet man von einer Darstellung der „Erscheinungsformen des Drogengebrauchs, Bedingungen, Verläufe, Verelendung durch Kriminalisierung, Eingriffskonzepte“ über ein Kapitel „Die offizielle Drogenpolitik - und wie man sich dazu verhalten kann: Strafrecht - Zwangstherapie - Trends zur Akzeptanz“ bis hin zu „Hilfen - von wem, wann und wie man sie bekommt“ so ziemlich alle Bereiche angesprochen, mit denen man in Theorie, Praxis und Politik zu tun bekommt.

in: drogen-report 3/1992, S. 44

75. Rotthaus, Stationäre systemische Kinder- und Jugendpsychiatrie

Wilhelm Rotthaus, Stationäre systemische Kinder- und Jugendpsychiatrie, Dortmund 1990 (modernes lernen)

Was heißt „systemisch“?

Der „systemische Ansatz“ ist in den letzten Jahren zu einem Renner innerhalb der Therapie- und Beratungsszene geworden. Der Begriff von „systemisch“ wird dabei zunehmend unklarer. Einziger Nenner scheint oft nur mehr zu sein, daß man darunter versteht, „mit einem System«, d.h. einer Familie oder einer Gruppe von Personen zu arbeiten. Verloren geht, daß der systemische Ansatz sich eigentlich klar und deutlich von „Familientherapie“ unterscheidet.

Das Spannende und Neue des systemischen Beratungs- und Therapiekonzepts ist, daß es erlaubt, sich „von einer Reihe vertrauter Vorstellungen über Therapie- zu verabschieden, nämlich davon anzunehmen, - daß Verhaltensschwierigkeiten durch Defekte im individuellen, psychischen System oder im Interaktionssystem, beispielsweise der Familie, bedingt seien, - daß der Therapeut diese Defekte herauszufinden und als Experte für ‚gesunde‘ Strukturen entsprechende Veränderungen in dem einzelnen oder in der Familie zu bewirken habe, - somit für den Prozess der Therapie die alleinige bzw. Hauptverantwortung trage“ (S. 57). Vorausgesetzt (und nicht erst als Endergebnis der Beratung angestrebt) wird die Autonomie und Eigenverantwortung der Klienten.

Dies ist revolutionär - gerade auch im Bereich der Psychiatrie, ist dort doch das klassische Bild des hilflosen Kranken, der alle Verantwortung in die Hände des Arztes legt (bzw. zu legen hat) noch weitgehend ohne Alternative. Rotthaus demonstriert, daß eine solche Revolution möglich ist. In seinem Buch legt er die Grundlagen der systemischen Therapie dar und beschreibt ausführlich Theorie und Praxis der Umsetzung dieser Konzepte auf seiner Kinder- und Jugendpsychiatrie in Viersen bis in die entscheidenden Details. Überraschend dabei ist, daß der Band nicht ein Fachbuch für diesen relativ eng begrenzten klinischen Bereich bleibt, sondern daraus ein Lehrbuch für den systemischen Ansatz und seine praktische Umsetzung in Therapie und Beratung entstanden ist. Eine wichtige Lektüre für alle, die von der systemischen Therapie nicht nur einen Überblick über Methoden erhalten wollen, sondern auch an der dahinterstehenden theoretischen Grundhaltung und dem sich daraus entwickelnden Menschenbild interessiert sind.

in: Sozialmagazin 3/1992, S. 56

76. Carl Auer, Geist or Ghost

Carl Auer, Geist or Ghost. Merkwürdige Begegnungen/ Strange Encounters, Heidelberg 1990 (Carl-Auer)

„So sind wohl manche Sachen, die wir getrost belachen,
weil uns're Augen sie nicht seh'n.“

Volkslied

Auf Einladung von Gunthard Weber und Fritz Simon haben sich zwanzig bekannte TheoretikerInnen und PraktikerInnen der systemischen Therapie und des Konstruktivismus mit Beiträgen an einer Festschrift über Carl Auer beteiligt – einem Mann (oder doch einer Frau?, die

Autorinnen sind sich selbst darüber nicht im klaren), der bislang unbekannt war und es aber nach dem Willen seiner Schöpfer nicht bleiben soll.

Die traditionelle Abfolge, wenn Berühmtheit, dann Festschrift, wurde mit dem Band auf den Kopf gestellt und versucht, die Berühmtheit über die Festschrift zu erreichen. Wer allerdings nicht mehr als einen Kalauer und Werbegag des Verlags gleichen Namens erwartet, wird möglicherweise überrascht: Mit einigen Beiträgen lichten sich vorübergehend die Nebel des Nonsens (oder auch der Langeweile) über Carl Auer und er tritt deutlicher hervor. Einem Teil der AutorInnen gelingt es, einfach gute Geschichten zu erzählen, Geschichten über ihre jeweils meist nur wenigen und kurzen, aber auch sehr persönlichen Begegnungen mit Carl Auer und die dadurch erhaltenen Anstöße für die eigene theoretische oder therapeutische Entwicklung.

Insgesamt aber war vermutlich der Prozeß der Erfindung und Konstruktion dieser Person für die Konstrukteure spannender, beziehungsreicher und witziger als jetzt das Ergebnis für die Leserinnen. Der Umfang (und der Preis) des Bandes suggerieren ohnehin eine Fülle, die – da jeder Text doppelt enthalten ist – nicht hält, was sie zu versprechen scheint.

in: Zeitschrift für systemische Therapie 2/1992, S. 150f

77. Schuller & Stöver, Akzeptierende Drogenarbeit

Klaus Schuller & Heino Stöver (Hrsg.), Akzeptierende Drogenarbeit. Ein Gegenentwurf zur traditionellen Drogenhilfe.. Lambertus Verlag, Freiburg 1990, 192 S., DM 26,-

Akzeptieren und helfen

Unter dem Begriff der „akzeptierenden Drogenarbeit“ sind in den letzten Jahren neue Wege in der Arbeit mit Drogengebrauchern entstanden. Zwei Mitarbeiter des Bremer Vereins „Kommunale Drogenpolitik Verein für akzeptierende Drogenarbeit“ haben nun ein Buch herausgegeben, in dem die Entwicklung des akzeptierenden Ansatzes in der Bundesrepublik nachvollzogen und die Praxis dieser Arbeit in ihren vielfältigen Facetten beschrieben wird von den Kontaktläden, Übernachtungsprojekten und „Druckräumen“ über die Arbeit mit Prostituierten und Strafgefangenen bis hin zur Vergabe von Methadon.

Dabei wird deutlich, daß dieser Ansatz mehr ist als nur eine neue Form der Drogenarbeit: hier wird den DrogengebraucherInnen das Recht auf ein menschenwürdiges Leben ohne Wenn und Aber zugestanden. Nicht Abstinenz ist die Vorbedingung für jegliche Hilfe und Unterstützung, sondern der Wunsch nach Veränderung oder Verbesserung der gegenwärtigen Lebenslage. Dabei hat auch die Erkenntnis Berücksichtigung gefunden, daß die Droge selbst oft viel weniger zur Verelendung ihrer Gebraucher beiträgt als die Kriminalisierung des Drogenkonsums mit seinen direkten und indirekten Auswirkungen.

Die Autoren des Bandes kommen fast alle unmittelbar aus der Praxis, entsprechend anschaulich und informativ sind die Beiträge. Vielleicht etwas vernachlässigt wurde eine Beschreibung und Reflexion des Beratungsverhältnisses: welche Konsequenzen hat dieser Ansatz für den direkten Kontakt und das

Gespräch zwischen SozialarbeiterIn und KlientIn, wo liegen die Unterschiede zu der traditionellen Drogenberatung, mit welchen Beratungskonzepten wird gearbeitet? Denn selbstverständlich ergeben sich auch im direkten Kontakt neue Perspektiven und Möglichkeiten, wenn ich als Sozialpädagoge nicht mehr verpflichtet bin, meinen Klienten um jeden Preis auf den

rechten Weg der Abstinenz zu bringen, sondern ihn als zwar hilfebedürftigen, aber dennoch erwachsenen, für sich selbst verantwortlichen Gesprächspartner betrachten kann.

Erfreulich ist, daß den Vertretern der Akzeptanz eine selbstkritische Haltung zur eigenen Arbeit erhalten geblieben ist und niemand der Versuchung erliegt, diesen Ansatz als Wundermittel zu glorifizieren. Der Kritik von Seiten der traditionellen Drogenarbeit wird sachlich und selbstbewusst begegnet mit dem erkennbaren Interesse, die bestehenden Gräben nicht noch tiefer werden zu lassen. Insgesamt vermittelt der Band einen interessanten und anregenden Überblick über den gegenwärtigen Stand „akzeptierender Drogenarbeit“.

in: sozialmagazin 4/1991

78. Schuller & Stöver, Die Zugänglichkeit zu sterilem Spritzenbesteck

Klaus Schuller & Heino Stöver, Die Zugänglichkeit zu sterilem Spritzenbesteck, Berlin 1989 (Deutsche AIDS-Hilfe) Kostenlos zu beziehen über die Deutsche AIDS-Hilfe, Nestorstraße 8-9, 1000 Berlin 31.

Vor einigen Jahren noch, zumindest in der Bundesrepublik, völlig undenkbar: die Abgabe von sterilen Einwegspritzen und -kanülen an Heroinkonsumenten - sei es im Tausch gegen gebrauchte, sei es zum Selbstkostenpreis oder gar völlig umsonst. Der damalige Berliner Drogenbeauftragte war sogar noch 1986 ganz selbstverständlich der Ansicht, dies wäre etwa so, als wenn man einem Alkoholiker einen Satz Likörgläser schenkt und sagt, er solle nicht mit anderen aus einer Flasche trinken, da dies unhygienisch sei. Inzwischen hat AIDS, d. h. die Gefahr, sich mit HIV anzustecken, einige Veränderungen in der Drogenarbeit möglich gemacht.

Einer der ersten, die in der BRD Spritzen und Kanülen an 'Drogenkonsumenten abgeben haben, ist der Bremer Verein Kommunale Drogenpolitik/Verein für akzeptierende Drogenarbeit gewesen. Bereits 1984 verteilten die Mitglieder Spritzbestecke und Flugblätter, in denen vor den Risiken und Übertragungswegen der HIV-Infektion gewarnt wurde. Zur gleichen Zeit riet die Bremer Sozialbehörde noch den Apothekern von einem Verkauf an Heroingebräucher ab. Den Verteilern drohte eine (später eingestellte) strafrechtliche Verfolgung wegen „Verschaffung einer Gelegenheit“. Als der Verein dann im Juni 1987 den ersten Automaten der Bundesrepublik aufstellte, um auch nachts und an Wochenenden eine bessere Versorgung zu gewährleisten, war man mittlerweile im offziellen Bremen schon fast stolz.

Zwei der Mitarbeiter des Vereins, Klaus Schuller und Heino Stöver, haben jetzt im Auftrag der Deutschen AIDS-Hilfe einen ausführlichen Überblick über „Modelle der HIV-Prävention bei intravenösem Drogengebrauch im internationalen Vergleich“ (Untertitel) vorgelegt. Der Bremer Verein ist heute kein Einzelfall mehr. Nicht nur in den anderen europäischen Ländern und den USA hat man begonnen umzudenken, sondern auch in der BRD.

Spät aber doch beginnt die Fachöffentlichkeit sich durchzusetzen. Versuche wie die der Staatsanwaltschaft Dortmund kürzlich, das Aufstellen von Spritzautomaten zu verhindern, muten schon fast anachronistisch an; Inzwischen hat der Bundesrat im Mai Initiative ergriffen, den Straftatbestand der Gelegenheitsverschaffung aus dem Betäubungsmittelgesetz zu streichen. Damit soll die völlige Rechtssicherheit für Träger von Spritzenaustauschprogrammen gewährleistet werden.

Ein Problem in diesem Zusammenhang ist das Herumliegen von gebrauchten Spritzen und Kanülen auf Spielplätzen und die damit verbundene Verletzungsgefahr für Kinder. Auch wenn sich dieses Problem nie völlig lösen lassen wird, sind Anfänge gemacht durch „alt gegen neu“-

Austauschprogramme: in Bremen werden vom Verein Kommunale Drogenpolitik mittlerweile monatlich 5.000 Spritzen über Automaten und 20.000 über Tausch abgegeben. Eine weitere Möglichkeit sind die vor allem in der Schweiz entwickelten „Druckräume“, in denen die Möglichkeit zu einem unter ruhigen und geschützten Bedingungen gesetztem Schuß besteht und die Drogenkonsumenten sich nicht mehr in die Büsche schlagen müssen.

Über eine ausführliche Darstellung der verschiedenen Ansätze und Erfahrungen hinaus legen Schuller und Stöver dar, daß und warum es nicht einfach mit dem Verteilen von Spritzbestecken getan ist. In aller Regel bedeuten die neuen Ansätze auch veränderte Grundlagen in der Drogenarbeit. Nicht mehr Abstinenz um jeden Preis („du erhältst von mir nur Hilfe, wenn du clean bist“) ist das Ziel, sondern über die Vermeidung einer Ansteckung hinaus auch eine Verbesserung der allgemeinen Lebensbedingungen. Nicht zufällig bringen die praktischen Erfahrungen mit der Spritzenabgabe auch verstärkt eine Methadon-Diskussion mit sich - als eine Möglichkeit (von mehreren, sich ergänzenden), der Kriminalisierung und sozialen Ausgrenzung von Drogenkonsumenten entgegenzuwirken und dadurch langfristig wirksame Drogenhilfe zu leisten.

Das Buch enthält nicht nur wichtige Informationen über die bisherige und derzeitige Entwicklung, sondern auch Anregungen für die weitere Arbeit. In Zeiten, in denen alle Welt einen „Drogenkrieg“ führt, gilt es umso mehr, andere Perspektiven zu entwickeln.

in: Sozialpsychiatrische Informationen 4/1990, S. 45

79. Schuller & Stöver, Die Zugänglichkeit zu sterilem Spritzbesteck/ Bossong & Stöver, Methadon

Klaus Schuller & Heino Stöver, Die Zugänglichkeit zu sterilem Spritzenbesteck, Berlin 1989 (Deutsche AIDS-Hilfe)

Horst Bossong & Heino Stöver, Methadon. Chancen und Grenzen der Substitutionsbehandlung. Berlin 1989 (zu beziehen über ARCHIDO Bremen)

Umdenken erzwungen

Bereits seit einigen Jahren haben einige kleine Gruppen ein Umdenken in der bundesdeutschen Drogenarbeit verlangt. Doch ihre Forderungen nach mehr Akzeptanz stießen auf taube Ohren - in der Öffentlichkeit ebenso wie bei Politikern. Erst AIDS, die Gefahren und Erfahrungen über Ansteckungen mit dem HI-Virus bei intravenös konsumierenden Drogengebern und die Notwendigkeit, schnell zu handeln, brachten auch die Hardliner unter den Drogenfachleuten allmählich zum Einlenken.

„Sterile Spritzen für Fixer“ und „Methadon“ - Mitarbeiter des Bremer Archiv und Dokumentations-Zentrums für deutschsprachige Drogenliteratur (ARCHIDO) haben jetzt zu zwei Reizworten Arbeiten veröffentlicht, die den notwendigen sachlichen Überblick über Entwicklung und Diskussionsstand vermitteln.

Schuller und Stöver stellen „Modelle der HIV-Prävention bei intravenösem Drogengebrauch im internationalen Vergleich“ (Untertitel) vor, berichten über praktische Ansätze und Erfahrungen mit Spritzenabgabe und Automaten im In- und Ausland, diskutieren rechtliche Aspekte und fachliche Überlegungen. Deutlich wird, daß es mit der Abgabe von Spritzbestecken nicht getan ist. Oft bedeuten die neuen Ansätze auch veränderte Grundlagen der Drogenarbeit. Nicht mehr Abstinenz um jeden Preis ist das Ziel, sondern über Ansteckungsvermeidung hinaus grundsätzlich eine Verbesserung der Lebensbedingungen.

Hier kann der von Bossong und Stöver herausgegebene Band über Substitutionsbehandlung direkt anschließen. Er enthält Aufsätze zu den Grundlagen, zu Erfahrungen in Österreich, der Schweiz, den Niederlanden und Dänemark, zu den ersten bundesdeutschen Programmen sowie zwei Berichte persönlicher Erfahrungen von Drogenkonsumenten mit Methadon. Zudem wird in einem eigenen Artikel ausführlich auf das Elend bundesdeutscher Methadondebatten eingegangen, in denen oft mehr um ideologische Grundpositionen als um pragmatische Lösungen gerungen wird.

Damit liegen zwei sehr sorgfältig gearbeitete, bei allem Engagement jedoch sachlich-vernünftige Schriften zu wichtigen Aspekten gegenwärtiger Drogenarbeit vor, die zudem auch noch spannend und lesbar geschrieben sind.

in: sozialmagazin 2/1990, S. 47

80. Bodenheimer, Verstehen heißt antworten

Aaron Ronald Bodenheimer, Verstehen heißt antworten. Frauenfeld 1987 (Im Waldgut), DM 36,-

Dem „Verstehen“ wird in unserer Gesellschaft große Bedeutung beigemessen. Etwas zu verstehen ist Voraussetzung dafür, daß man damit so umgehen kann, wie man es will. Ich muß etwas begreifen, um es weitgehend in der Hand, d.h. unter Kontrolle zu haben und es so beeinflussen und verändern zu können, wie es meinen Vorstellungen, Zwecken und Zielen entspricht. Etwas zu verstehen heißt, es durchschauen und nachvollziehen zu können, seine Gesetzmäßigkeiten zu kennen. „Verstehen“ ist heute ein statischer, technischer Begriff, eng gekoppelt an „Wissen“. Das hat durchaus Berechtigung: unzählige unserer zivilisatorischen Errungenschaften sind nur denkbar vor dem Hintergrund einer wissens- und in diesem Sinne verstehensbegierigen Menschheit, die durch immer neue praktische Erfolge in ihrer Wissen schaffenden, wissenschaftlichen Vorgehensweise bestätigt wird

Wir machen heutzutage auch vor dem Menschen nicht mehr halt in unserem Wissens- und Verstehensdurst. Mehr noch: wir glauben, allein über ein gründliches Verstehen im Sinne von objektivem Wissen können wir Menschen in ihren Schwierigkeiten und bei Krankheiten helfen. Auch und gerade im Bereich der Psychiatrie ist dem so. Weil wir uns oft nicht mehr zu helfen wissen, setzen wir so große Hoffnungen in ein immer noch besseres Verstehen der Krankheit und der Patienten. Als ob es sich dabei um technisches Gerät, um etwas Seelenloses, nach Naturgesetzen funktionierendes handelte.

Bodenheimer entwickelt – oder besser: erinnert an einen ganz anderen Verstehensbegriff; „Verstehen heißt antworten“, nicht auf Wissen kommt es ihm an, sondern auf eine Beziehung zum Gegenüber, auf das Auslösen eines dynamischen Prozesses, auf die Antwort auf eine Anrede. Der Mensch – ob Freund oder Patient – ist für ihn keine Maschine, die er „durchschauen“ und in Gesetzmäßigkeiten zerlegen kann. Auch in der Hand und unter Kontrolle möchte er ihn nicht haben. Vielmehr nimmt er ihn ganz einfach ernst: durch die Schwierigkeiten und Krankheitssymptome, mit denen seine Patienten zu ihm kommen, fühlt er sich angesprochen, verstehen heißt für ihn: antworten ... In der Begegnung, dem Gespräch, der Beziehung liegt für ihn der Wert.

Verstehen hat zu tun mit Deutung und Bedeutung – und wieder sind wir im Umgang gerade mit schwierigen Patienten versucht, uns hilflos zu fühlen, solange wir nicht die richtige Deutung gefunden zu haben glauben, bevor wir nicht „wissen, was mit dem Patienten los ist“. Dem setzt

Bodenheimer entgegen, daß es die richtige Deutung eines Verhaltens gar nicht gibt. Entscheidend an einer Deutung ist, daß sie Zündstoff für einen Dialog bietet - dazu gehört, daß sie ohne Anspruch auf Rechthaberei vorgetragen wird. So erst stellt sie ein wirkliches Angebot zur Auseinandersetzung dar und birgt Möglichkeiten für Veränderung in sich. Aron R. Bodenheimer ist Arzt und Psychoanalytiker, er lebt und lehrt jeweils halbjährlich in Zürich und in Tel Aviv. Sein Buch gründet auf seiner reichen Erfahrung - aber es beschränkt sich weder in seinen Beispielen noch im Hinblick auf Umsetzung in die Praxis auf den Kontext der Psychoanalyse. Anhand verschiedenster Bilder und Situationen - vom Verkehrsflugzeug im Landeanflug über „die Fragebogerei“ und den Bösen Blick bis zu den Handschuhen von Stefan Zweig und einem „Guten Morgen“ für Hölderlin, neben ausführlichen Beispielen aus seiner eigenen therapeutischen Praxis versteht er es, seine Vorstellung vom Verstehen zu entwickeln und darzulegen. Nicht nur der Therapeut kann Nutzen daraus ziehen, sondern jeder, der mehr möchte als nur etwas über die ihm anvertrauten Patienten und Klienten zu wissen, der ihnen auch antworten will, wenn er von ihnen angesprochen wird. Dem Autor selbst gelingt es jedenfalls, den Leser anzusprechen und über die Lektüre hinaus zum Nach-Denken anzuregen.

in: Die Kerbe 1/1989

81. Schuller & Stöver, Drogenarbeit und AIDS-Prävention in Dänemark

Klaus Schuller & Heino Stöver, Drogenarbeit und AIDS-Prävention in Dänemark. Ein Reisebericht, Berlin 1988 (Lenz, Maass, Teuber)

Vielfalt

„Europa“ ist in aller Munde. Bis 1992 und auch natürlich darüber hinaus sollen, um die Grenzen öffnen zu können, Unterschiede zwischen den Mitgliedsländern der EG verringert und aufgelöst werden. Zunächst auf wirtschaftlicher, dann aber auch auf politischer Ebene wird eine Angleichung der gesetzlichen Grundlagen wie auch ihrer Durchsetzung erfolgen. Langfristig wird dies auch für die Drogenpolitik und die Praxis der Drogenarbeit gelten

Klaus Schuller vom Bremer Verein „Kommunale Drogenpolitik/ Verein für Akzeptierende Drogenarbeit e.V.“ und Heino Stöver vom „Archiv und Dokumentationszentrum für deutschsprachige Drogenliteratur“ in Bremen unternahmen im vergangenen Jahr eine zweiwöchige Reise durch Dänemark. Auch wenn sich die Drogenpolitik in der BRD und in Dänemark in ihren allgemeinen Grundsätzen – Bestrafung und Behandlung – zunächst gleicht, gibt es doch erhebliche Unterschiede in ihrer Ausgestaltung. Die Verschiedenheit im vermeintlich Ähnlichen aufzuspüren und auf seine Konsequenzen unter anderem für die Entwicklung der AIDS-Problematik zu untersuchen, war Ziel der Reise.

In einem ausführlichen „Reisebericht“ dokumentieren Schuller und Stöver den von ihnen im Gespräch mit kompetenten Gesprächspartnern erfahrenen Stand der Praxis dänischer Drogenarbeit und AIDS-Prävention. Neben einem Überblick über die aktuelle Diskussion in Dänemark umfaßt der Bericht auch die Darstellung verschiedener Einrichtungen und Projekte in Aarhus, Odense und Kopenhagen, darunter eine „Sozialmedizinische Klinik“ und Methadonprogramme, die ambulant, stationär oder im Gefängnis angeboten werden. Zusätzlich enthält er einen Exkurs, in dem über die schwedischen Erfahrungen mit der Rezeptpflicht für sterile Einwegspritzen berichtet wird.

Den Autoren gelingt eine differenzierte Beschreibung und Bewertung der dänischen Praxis im Umgang mit Drogenkonsumenten. Sie beschränkt sich nicht auf Streiflichter und Schlagworte,

wie dies in der bundesdeutschen Diskussion oft der Fall ist, wo - je nach Standpunkt - Jeweils nur die gelungenen oder abschreckenden Beispiele der in den Nachbarländern abweichenden Praxis zitiert werden.

Es fällt auf, daß man in Dänemark eher bereit zu sein scheint, neue Ansätze wie beispielsweise die Methadonvergabe zu wagen, ohne deswegen bisherige Vorgehensweisen (Abstinenztherapie) sofort zu verdammen, und daß es dort gelingt, das Nebeneinander verschiedener Beratungs- und Therapieangebote pragmatisch einzusetzen und zu bewerten.

Anders als in der BRD führt man lange nicht so heftige Auseinandersetzungen unter Drogenfachleuten um „die eine“ (alle anderen gleichzeitig ausschließende) Methode, man ist sich bewußt: es gibt sie nicht. Aus dieser Haltung wiederum resultiert eine fruchtbare Gelassenheit und ein nüchterner Umgang mit der Wirklichkeit. Diesen Unterschied festzustellen macht allein schon einen Vergleich mit dem Nachbarland sinnvoll. Hier können wir von unseren dänischen Kollegen noch einiges lernen.

Über eine Vielzahl unterschiedlicher Ansichten und Vorgehensweisen zu verfügen, muß nicht bedrohlich sein, es kann auch als Zugewinn betrachtet werden, da die Zahl der erkennbaren Alternativen und damit die Auswahl größer ist. Bislang noch ist in Europa Platz für teils erhebliche Unterschiede auch in der Drogenpolitik, doch steht zu befürchten, daß auch für den Umgang mit Drogenkonsumenten der Preis eines Vereinigten Europa“ der Verzicht auf Vielfalt sein wird. Schuller und Stöver ist es gelungen, ein Stück Vielfalt aufzuspüren und weiterzuvermitteln - sicherlich mit Gewinn für die LeserInnen und damit für die bundesdeutsche Drogendiskussion.

Der Reisebericht „Drogenarbeit und AIDS-Prävention in Dänemark“ kann zum Preis von DM 7,00 plus Porto über ARCHIDO, Universität Bremen, Postfach 330 440, 2800 Bremen 33 bezogen werden.

in: vor-sicht April 1989, S. 11